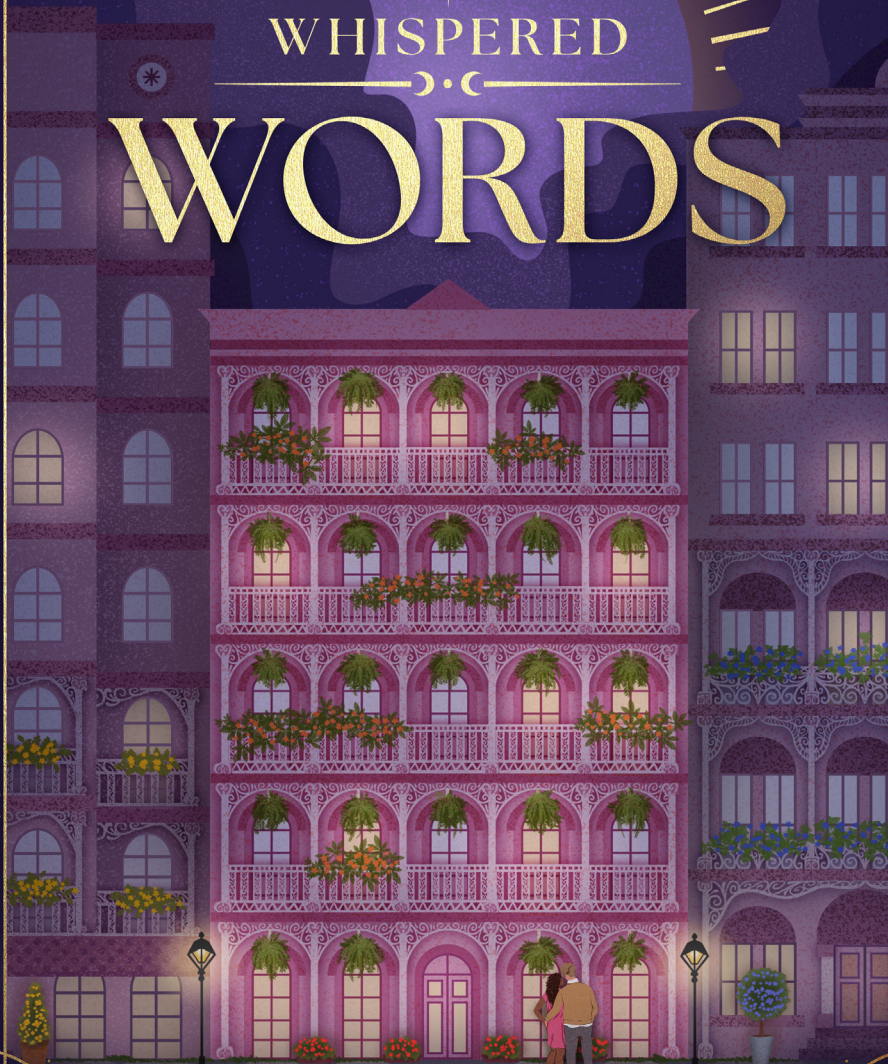


MAIKE SCHMITT

WHISPERED

WORDS



IEAF

LESEPROBE

**Ausführliche Informationen über unsere
Autorinnen und Autoren und ihre Bücher
www.leaf-verlag.de**

Originalausgabe:

Copyright © 2025 by LEAF Verlag, Bücherbüchse OHG,
Siebenbürger Straße 15a, 82538 Geretsried, Deutschland

Copyright © 2025 by Maike Schmitt

ISBN 978-3-911244-44-2



Ich hätte nie gedacht, dass ich wegen eines kuschelwütigen Betrunkenen sterben würde. Auf der Treppe ausrutschen und in einem olympiawürdigen Salto über das Geländer in die Tiefe stürzen? Realistisch. Aber durch einen alkoholisierten Mann, der nicht verstehen will, dass er nicht ungefragt mit fremden Leuten kuscheln kann? Niemals.

»Hören Sie, ich möchte Ihnen wirklich gerne helfen«, versichere ich so ruhig wie möglich, »aber dafür müssen Sie mir sagen, in welchem Zimmer Sie sind.«

Leicht schwankend starrt der Mann mich an. Ohne zu blinzeln, nur schwer atmend, als wäre er von einem Lauf gekommen. Seine Atemzüge sind die einzigen Geräusche auf der Etage.

»Wenn Sie mich an die Rezeption begleiten, kann ich nachsehen, wo Sie untergebracht sind. Wie wäre das?« Ich muss ihn irgendwie dazu bringen, die Etage zu verlassen, bevor er sich entweder übergibt und ich die Nacht damit verbringe, Erbrochenes aus dem Teppichboden zu schrubbend, oder er die anderen Gäste stört. Die Beschwerden darüber würden direkt bei meiner Schwester landen und Flora ist die letzte Person, der ich erklären möchte, wie ich in diese Situation geraten konnte. Sie würde mir die Hölle heißmachen.

Der Mann schwankt gefährlich und taumelt mit einem gelallten »Nein« einen Schritt zur Seite. Er verpasst haarscharf die große Monstera, die zwischen der Suite und dem Deluxe-Zimmer im Flur



steht, bevor er mit einem lauten *Rumms* auf die Wand trifft. Langsam gleitet er daran herunter, die Haare durch den Sturz wie ein Vorhang vor seinen Augen, bevor er stöhnend auf dem Boden liegen bleibt.

Ich lehne mich nach vorn, um einen besseren Blick auf sein Gesicht zu erhaschen. Hat er sich wehgetan? Wahrscheinlich sollte ich ihm helfen, aber dafür müsste ich meinen Sicherheitsabstand aufgeben. Das war die erste Regel, die mein Vater für uns im Hotel aufgestellt hat: Niemals den Gästen zu nahe kommen, egal, was passiert.

Wie bin ich in diese Situation geraten? In diesem Moment sollte ich hinter der Rezeption stehen, E-Mails durchgehen und an einem Kaffee nippen, bevor ich den Rest der Nachtschicht mit einem Rewatch von *Scrubs* und meinem Zeichenblock verbringe. Stattdessen bin ich im dritten Stock und rede auf einen Betrunkenen ein, weil ich, ohne nachzudenken, auf den Anruf eines Gastes reagiert habe.

Also ... da ist ein Typ, der muss betrunken sein, der klopft hier immer wieder an und will reingelassen werden, um zu kuscheln. Und ... ähm ... ich glaube, er hat die Tür mit Seife eingeschmiert? Kümmern Sie sich darum oder mache ich das selbst weg?

Niemand würde diesen Anruf ernst nehmen. Egal, wie lange man in einem Hotel arbeitet, egal, wie sehr man an Ausnahmesituationen gewöhnt ist – das klingt zu absurd, um wahr zu sein. Ich habe mein gesamtes Leben in diesem Hotel verbracht und es ist noch nie etwas Vergleichbares vorgekommen. Betrunkene Gäste haben wir oft. Viele vergessen ihre Zimmernummer oder auf welchen Namen sie gebucht haben. Ständig sperrt sich jemand aus, manchmal sogar mitten in der Nacht in Unterwäsche. Ich habe gefühlt alles gesehen.

Doch das hier ist neu. Was wohl der Grund ist, wieso meine Finger zittern, mein Herz rast und ich nicht mal sicher bin, ob es Symptome desselben Gefühls sind oder ich einfach den Kopf verliere.

Ich weiß nicht, wo der Mann herkommt. An mir ist er nicht vorbeigekommen, was bedeutet, dass er bereits vor meiner Schicht im Haus war. Ein Besucher wäre an der Rezeption für mich notiert worden.

Logisch gesehen müsste er also ein Gast sein. Aber wieso hat er sein Zimmer verlassen? Wohin gehört er? Und was macht er im dritten Stock, wenn die Beschwerde über ihn aus dem ersten kam?

Die Situation übersteigt meine Kompetenz. Am liebsten würde ich Dad anrufen und ihn das Problem lösen lassen, doch Dad ist bei Mom in New York und ich hier in New Orleans ... und mein Handy an der Rezeption, stelle ich fest, als ich danach greifen will.

Irgendwie muss ich den Mann dazu bringen, mit mir nach unten zu gehen. Mit dem hohen Tresen der Rezeption zwischen uns und dem Telefon in Reichweite würde ich mich wesentlich wohler fühlen als hier im verlassenen Flur.

Ich will gerade den Mund öffnen und einen weiteren Versuch starten, als er sich ächzend aufrappelt. Der genervte Ausdruck auf seinem Gesicht hält mich davon ab, etwas zu sagen, auch, als er sich in Bewegung setzt. Vorbei an der Monstera, vorbei an Zimmer 302, zielgerichtet nach vorn, während ich automatisch zurückweiche. Weiter und weiter, bis mir die Tür mit der Nummer 306 auffällt.

Nein, nein, nein, nein, nein.

Instinktiv spanne ich meine Muskeln an, bereit loszurennen, doch es ist zu spät.

Es ist eine verdamnte Sackgasse. Der schmale Flur hinter Zimmer 306 führt zu den vorderen Zimmern, während ein fremder, betrunkenen Mann vor meinem einzigen Fluchtweg steht. Kein Aufzug, keine Treppe, mir bleibt nichts außer geschlossenen Zimmertüren. Mein Puls rast noch schneller als zuvor, was gar nicht möglich sein sollte.

Ich glaube, mein Leben zieht gerade an mir vorbei. Dad, wie er uns mit ernster Miene erklärt, dass wir zwei Meter Abstand zu den Gästen halten sollen. Flora, wie sie mich grinsend ansieht, sicher, dass er sich zu viele Sorgen macht. Flora, ein Jahr später, die mit tränen-erstickter Stimme von einem Gast erzählt, der sie belästigt hat. Sie haben mich gewarnt, beide, immer wieder. Sie wussten es und ich –



Scheiße.

Der Betrunkene kommt langsam auf mich zu, zieht schwerfällig seine Schuhe über den dunklen Teppichboden und lallt etwas Unverständliches vor sich hin.

Meine Gedanken rasen, spielen Szenarien durch und verwerfen sie wieder, während ich möglichst unauffällig meine Hosentaschen abtaste. Ich habe kein Handy, kann keine Hilfe rufen. Mein Schlüsselbund und das Pfefferspray von der Rezeption, das Dad irgendwann mal gekauft hat, sind sicher in meinen Gesäßtaschen. Ganz hilflos bin ich nicht, auch wenn mir mein Handy lieber wäre.

Das Pfefferspray ... wie nah muss ich sein, damit ich den Mann treffe?

Verstohlen betrachte ich meine Hand. Die Flasche sieht simpel aus und ich brauche bloß einen kleinen Vorsprung. Ich könnte –

Ein unmenschlich klingendes Knurren hallt durch den Flur und lässt mich einen Satz nach hinten machen. Der Teppichboden schluckt meine stolpernden Schritte, während ich nach meinem Gleichgewicht suche. Unwillkürlich strecke ich die Hände aus, suche nach Halt, nach *irgendetwas*, um mich abzustützen, bis meine Hand auf das glatte Holz einer Tür trifft. Erleichtert lehne ich mich daran an, froh, noch auf den Beinen zu sein. Dann registriere ich den dumpfen Klang einer Blechdose, die auf etwas Weiches trifft.

Die Dose mit dem Pfefferspray. Ich muss sie fallen gelassen haben, als ich die Hand nach der Tür ausgestreckt habe. Sie rollt über den braunen Teppich, bis sie drei Meter weiter liegen bleibt.

Einen Schritt vor dem Mann.

Kalter Schweiß überzieht meinen Rücken. Sein Blick wirkt verschwommen, fernab der Realität. Wenn ich mich beeile, wäre ich vielleicht –

Der Mann taumelt vorwärts. Mir bleibt keine Zeit mehr, um zu überlegen. Meine Finger schließen sich um das Einzige, was mir zur Verteidigung bleibt: den Schlüsselbund. Zitternd tasten sie sich an

den kühlen Metallstücken entlang, versuchen, irgendwie eine Waffe aus den Schlüsseln zu machen. Bis sie auf Plastik treffen und mir eine Idee kommt.

Mein Blick huscht zu dem Mann, der mitten im Flur stehen geblieben ist. Der Ausdruck auf seinem Gesicht lässt mich schlucken.

Es *muss* funktionieren.

Ich wirble herum und drücke den Plastikchip gegen das Türschloss. Mit dem Generalschlüssel kommt man in jedes Zimmer, doch das ist meinem Herzen egal. Es rast durch meine Brust, will weg, endlich weg von hier und die verdammte Tür ist zu. Die Zeit scheint sich zu dehnen, Sekunden sind plötzlich Stunden, in denen die Tür stur verschlossen bleibt, bis der Sensor den Chip erkennt. Das Schloss piepst, surrt – und springt endlich auf.

Der Mann reagiert verzögert, scheint zu wissen, was die Geräusche bedeuten. Seine Füße treffen schwer auf den Boden, als er direkt auf mich zuläuft. Mit zitternden Händen drücke ich die Klinke hinunter und zerre an der Tür. Die Spitze meines Schuhs verhakt sich im Teppich, hält mich einen Augenblick auf, lange genug, um den Geruch von Whiskey im Atem meines Verfolgers zu erkennen.

Irgendwie schaffe ich den Schritt in das Zimmer und werfe mich mit dem Rücken gegen die Tür, kaum dass ich sie geschlossen habe. Vom Flur dringen gedämpfte Flüche in den Raum, gefolgt von einem dumpfen Knall, der ein Beben durch das Holz jagt.

Er hat gegen die Tür getreten.

Wie jemand, der von seinem Ziel abgehalten wurde.

Der Gedanke presst zentnerschwer auf meine Brust, in der mein Herz in einem wilden Tempo klopft. *Boom, boom, boom*, pocht es anklagend. In meinen Ohren klingt es wie die Stimme meines Dads, wie ein *Doom, doom, doom*.

Ich war so leichtsinnig, so verdammt naiv.

Ich hätte nicht nach oben gehen sollen. Nicht ohne Unterstützung, nicht allein. Ich hätte meinen Kollegen Blake oder meinen Bruder



anrufen sollen. Verdammt noch mal, selbst wenn ich keinen der Männer erreicht hätte, *irgendjemand* wäre bestimmt rangegangen. Entweder meine Schwester Flora oder unsere Mitbewohnerin Maven, die wegen ihrer Geistertouren nachts sowieso immer wach ist. Sie hätte auf jeden Fall reagiert *und* wäre in der Nähe gewesen. Stattdessen bin ich, ohne nachzudenken, nach oben gegangen, um auf einen absurden Anruf zu reagieren. Wenn der Mann mich gepackt hätte, mir etwas angetan hätte ...

In Gedanken sehe ich mich selbst auf dem dunklen Teppich des Flurs liegen, irgendwo zwischen der Monstera und dem Aufzug, meine Handflächen auf den hoffnungsbringenden Fliesen der Aufzugskabine. Die Türen schließen wieder und wieder, prallen von meinem zu stillen Körper ab, während ein dunkler Schatten über mir steht.

Ein Schauer rollt über meine Haut und reißt die feinen Härchen auf meinen Armen mit sich, bis sie sich fast schmerzhaft aufstellen. Mit zitternden Händen fahre ich mir durch die Haare, ziehe an den braunen Locken, bis meine Kopfhaut protestiert. Schweiß lässt den dünnen Stoff meiner Kleidung an meiner Haut kleben. Immer wieder reibe ich meine eiskalten Finger über meine Oberschenkel und versuche, die Angst aus meinen angespannten Muskeln zu vertreiben.

Der Mann war mir so nah, dass ich seine Augenfarbe erkennen konnte. Grün, umgeben von geplatzten Äderchen.

Es hätte alles passieren können. *Alles*. Und es wäre einzig und allein meine Schuld gewesen, meine Naivität und Fahrlässigkeit, die mich –

Ein tiefes Brummen durchbricht meine Gedanken. Es kommt von irgendwo vor mir, auch wenn ich in der Dunkelheit bloß vage Umrisse erkennen kann. Rechts von mir steht der schmale Schreibtisch, mit dem alle Zimmer des Broussards ausgestattet sind, daneben ist die hünenhafte Gestalt eines Kleiderschranks zu erahnen. Ich hatte eben einen solchen Tunnelblick, dass ich nicht darauf geachtet habe, in welches Zimmer ich geflohen bin, doch den Möbeln nach muss es Zimmer 304 sein. Ein Einzelzimmer. Davon sind heute ...

Verdammt, Belle, denk nach.

Ist 304 frei? Oder bin ich gerade von einer miesen Situation in eine *wirklich* miese Situation geraten?

Konzentriert lausche ich auf die Geräusche im Raum. Aus dem Flur ist nichts mehr zu hören. Durch die Fenster dringt leise Musik aus einer der Bars in der Umgebung, kaum wahrzunehmen, außer man achtet darauf. Ansonsten ist es still – nein, da ist es wieder.

Ein Seufzen, dann ein Rascheln.

Blut rauscht in meinen Ohren, als ich die Umrissse vor mir erkenne. Ein Bett, die weiße Bettwäsche zerwühlt und in der Mitte zu einem Hügel ausgebeult, unter dem zweifelsohne ein Mensch liegt. Ein Mensch, der sich gerade mit einem lang gezogenen Brummen aufrichtet.

Breite Schultern. Ein Mann. Das Alter kann ich nicht abschätzen, dafür ist es zu dunkel. Ich halte den Atem an, versuche, mit der Umgebung zu verschmelzen. Die verwuschelten Haare des Mannes reichen ihm fast bis zum Kinn, was einen großen Teil der Gäste ausschließt, die ich heute Abend gesehen habe. Ich habe keine Ahnung, wer in diesem Zimmer ist, weiß nicht, ob ich ihn schon einmal gesehen habe.

Was wahrscheinlich bedeutet, dass dieser Mann eine wildfremde Frau in seinem Zimmer sehen wird, wenn er die Augen öffnet.

Noch reibt er sich mit den Fingerspitzen über das Gesicht und wird langsam wach. Ich presse mich fester gegen das Türblatt, als könnte ich so darin verschwinden. Mir bleibt keine Wahl, als abzuwarten, wie er reagiert. Ich beiße mir auf die Unterlippe, könnte schwören, dass ich Blut schmecke, doch die Flüche, die sich in meiner Kehle festgesetzt haben, bleiben stumm.

Die Bettwäsche raschelt sanft, als der Mann sich zur Seite lehnt und seine Hand nach der Nachttischlampe ausstreckt. Die Decke rutscht ein Stück nach unten und entblößt eine muskulöse Brust.

Eine sehr nackte Brust.

»Fuck«, stoße ich atemlos aus, bevor ich mich davon abhalten kann.



Der Mann erstarrt, bevor sein Kopf herumschnellt. Geradeaus, direkt in meine Richtung. Er kneift die Augen zusammen, blinzelt schnell, als wäre ich ein Traum, den er vertreiben könnte, dann sieht er wieder zu mir. So still, wie er ist, bin ich mir nicht mal sicher, ob er überhaupt noch atmet.

»H-Hi«, stammle ich. »A-Also ... ähm ... es ist irgendwie eine lange Geschichte.«

Meine Zähne treffen mit einem hörbaren *Klack* aufeinander, als ich den Mund zuklappe. Der Mann starrt mich reglos an und ich starre ebenso reglos zurück. Einen Atemzug lang, zwei. Still zähle ich die Sekunden, warte ab, wie er reagiert. Als ich bei dreißig ankomme, gebe ich mir einen Ruck.

»Sie wollen bestimmt weiterschlafen«, sage ich so sanft wie möglich. Man hört kaum, dass meine Stimme genauso sehr zittert wie mein ganzer Körper. »Ich wollte Sie wirklich nicht stören und ... also ... ich werde dann einfach ...«

Ich deute auf den Vorhang, durch den schwach das Licht der Straßenlaternen dringt. Im Zimmer kann ich nicht bleiben, mich im Bad zu verstecken, wäre merkwürdig, eine Rückkehr in den Flur nicht sicher. Also nehme ich den absurdesten Ausweg aus dieser noch absurderen Situation: Ich verschwinde über den Balkon.

Mit angehaltenem Atem durchquere ich den Raum, spüre deutlich seinen Blick auf mir. Der Vorhang ist schwer und meine bebenden Finger brauchen mehrere Versuche, um ihn zur Seite zu schieben. Die Lichter der Bars dringen in den Raum, tauchen Grau in zartes Rosa, Gelb und einen Hauch von Grün, und ermöglichen mir einen Blick auf den Unbekannten. Seine Haare sind dunkelblond, fast braun im bunten Licht.

»Es tut mir wirklich leid«, flüstere ich, bevor ich die Balkontür aufschiebe und nach draußen trete, wo die nächtliche Bourbon Street und ein tiefer Abstieg auf mich warten.



Die kühle Luft der Lobby jagt einen Schauer über meine verschwitzte Haut, sobald sich die Eingangstür des Hotels Broussard hinter mir schließt. Nach der schwülen Hitze des Tages brauche ich dringend eine Dusche ... und einen Drink.

Die Hotelbar ist so nah, lediglich durch eine Glaswand vom Eingangsbereich abgetrennt. Gemütlich wirkende Sessel und Möbel aus dunklem Holz laden zum Verweilen ein, doch es sind die Flaschen, die über der kleinen Bar ordentlich aneinandergereiht in einem Regal stehen, die mich anziehen. Meine Schritte werden langsamer. Statt direkt auf mein Zimmer zu gehen, könnte ich mir einen Drink genehmigen. Nur um die Anspannung loszuwerden, die mir nach den vergangenen Stunden in den Knochen sitzt.

Es fühlt sich an, als wäre eine Woche vergangen, seit ich in Richmond in den Flieger gestiegen bin, dabei war es erst gestern. Habe ich mich tatsächlich auf diese Woche gefreut?

Der Besuch auf der Messe, das Treffen mit meiner Lektorin Lauren, der bevorstehende Erscheinungstermin meines neuen Buches. All das wirkte vielversprechend, spannend. Wie ein Traum, den ich nach Jahren voller Hoffnungen und Ideen ausleben darf. Es ist bereits mein fünftes Buch, doch jedes Buch ist noch immer etwas Besonderes. Und dieses noch einmal eine Prise mehr, da es gleichzeitig auch mein letztes sein könnte.



Seufzend schiebe ich die Tür zur Bar auf. Scheiß auf die Dusche, einen Drink habe ich nötiger. Ich kriege Laurens Worte nicht mehr aus dem Kopf.

Wie soll es weitergehen?

Morgen erscheint *Ein Highlander zur Rettung* und schließt damit die Reihe ab, die ich vor vier Jahren begonnen habe. Eine Zeit, in der ich stets wusste, wie der nächste Tag aussieht, statt dem weißen Fleck, den ich gerade orientierungslos ansteuere wie ein verlorenes Schiff auf einsamer See. Aufstehen, Morgenlauf, Frühstück, mit dem ersten Kaffee an den Schreibtisch, Mittagessen mit –

Meine Gedanken geraten ins Stolpern, vergessen ihr Selbstmitleid für einen Moment, bis ich sie mit einem genervten Kopfschütteln vertreibe. Ich bin es leid, ständig darüber nachzudenken. Nein, ich weiß nicht, wie es weitergehen soll, und ja, ich wüsste es verdammt noch mal gern. Doch das ändert nichts daran, dass ich keine Ideen habe. Dass das Dokument vor mir leer bleibt, egal, wie lange ich auf die Tastatur starre. Egal, wie lange der Cursor blinkt, wie oft Lauren anruft, egal, wie viele Nachrichten eintreffen. *Geht die Reihe wirklich mit dem fünften Band zu Ende? Wann kommt das nächste Buch? Was schreibst du als Nächstes?*

Keine Ahnung, wäre die Antwort. Allerdings habe ich schon vor einer Weile aufgehört, auf Nachrichten aus der Leserschaft einzugehen. Sie wollen Antworten auf Fragen, die ich mir selbst stelle.

Letzte Woche hatte ich eine Idee. Eine gute, bei der es mir in den Fingern kribbelte, sich mein Puls beschleunigte und ich es kaum erwarten konnte, sie auszuarbeiten. Eine halbe Seite dauerte es, um zu merken, dass ich dabei war, die Handlung eines Buches wiederzugeben, das ich vor zwei Monaten gelesen habe. So weit ist es mit mir gekommen.

Abschreiben. Mehr kann ich wohl nicht mehr.

Mit hängendem Kopf lasse ich mich auf einem Platz vor der u-förmigen Bar nieder. Einen Drink, um meine Gedanken zur Ruhe zu

bringen. Danach gehe ich auf mein Zimmer, nehme eine Dusche und arbeite noch etwas. Wobei das vermutlich genauso ausgehen wird wie an jedem Tag in den letzten Wochen: Ich starre meinen Laptop an, meine Finger schweben planlos über der Tastatur, bis sie verkrampfen und ich schließlich aufgebe.

Wahrscheinlich sollte ich direkt zwei Drinks bestellen und für die mit Sicherheit noch kommende Frustration vortrinken.

Effizientes Arbeiten ... oder so.

Hinter der Theke steht niemand, doch die gedämpfte Musik verrät mir, dass die Bar geöffnet hat. Die Musik klingt so, wie ich mir New Orleans vorgestellt habe: entspannt und treibend zugleich, alt und irgendwie lebendig. Mein erster Tag war so ziemlich das Gegenteil. Erst dieser merkwürdige Traum, der mich mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen hat. Dann die Hetzerei am Morgen, weil ich verschlafen habe, das Frühstück, das ich auslassen musste, um es rechtzeitig zur Messe zu schaffen, und das anschließende Treffen mit Lauren.

Wie soll es weitergehen?

Immer wieder, mal so ausgedrückt, mal wie ein Wolf im Schafspelz in Komplimenten versteckt. Der Druck, das *Wir brauchen Antworten*, die fragenden Blicke, das Tuscheln hinter meinem Rücken, das ich ständig zu hören glaube. Es ist bloß in meinem Kopf, bloß eine weitere Form der Selbstzweifel, die sich mit jedem Tag, an dem ich nichts Neues vorzuweisen habe, tiefer in meinen Gedanken festbeißen.

Genervt reibe ich mir über die Stirn, bevor ich mich aufrichte und nach einem Mitarbeiter umsehe. Hinter der Rezeption steht eine junge Frau mit lavendelfarbenen Haaren und fuchelt wild mit den Händen durch die Luft, während sie scheinbar mit sich selbst spricht. Ich winke, um sie auf mich aufmerksam zu machen, doch sie hat mich bereits bemerkt. Grinsend sieht sie mich an und ... deutet nach unten?

Verwirrt halte ich inne, als eine zweite Frau hinter dem Tresen zum Vorschein kommt. Sie richtet sich langsam auf, bis sie ihre Kollegin



um fast einen ganzen Kopf überragt. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen, doch etwas an ihr weckt meine Aufmerksamkeit. Ihre Haare, die schiere Menge an Locken und die Art, wie sie sich mit ihrem Körper bewegen. War sie hier, als ich gestern eingeecheckt habe?

Sie steht reglos da, während sie mit ihrer Kollegin diskutiert, dann wendet sich die Lavendelhaarige ab und verschwindet aus meinem Blickfeld. Die Braunhaarige verharrt auf der Stelle, ihre Schultern heben und senken sich in einem tiefen Seufzen. Dann geht ein Ruck durch ihren Körper und sie dreht sich um.

Mein Hals ist so trocken, dass ich schlucken muss. Ihr Gesicht ist ... *wow*. Augen, die fast schon zu groß für ihr herzförmiges Gesicht sind, und volle Lippen, von denen ich sicher bin, dass sie ein bildschönes Lächeln verstecken. Ihre Haut strahlt in einem warmen Braun, das durch den einige Nuancen dunkleren Ton ihrer Haare hervorgehoben wird.

In meinem Kopf rattert es. Ich habe sie schon einmal gesehen, da bin ich mir sicher. Bloß wann?

Ich wende den Kopf ab, um sie nicht offen anzustarren, aber mein Blick huscht immer wieder zu ihr zurück, während sie die Lobby durchquert und die Bar durch eine schmale Glastür betritt. Ihre Hände gleiten fahrig über den hellen Stoff ihrer weit geschnittenen Bluse, die gemeinsam mit einer schwarzen Stoffhose ihre Figur verbirgt. Als wollte sie sich vor den Blicken anderer verstecken.

Ich komme nicht darauf, was es ist, aber etwas an dem Gedanken wirkt falsch.

»Guten Abend«, begrüßt sie mich, als sie hinter die Theke tritt. Ihr Tonfall ist locker, doch ihre Finger, mit denen sie die Kante der Arbeitsfläche umklammert, sprechen eine andere Sprache.

»Guten Abend.« Neugierig studiere ich das Namensschild an ihrer Bluse. *Belle LeBlanc*. Der Name sagt mir nichts und doch werde ich das verdammte Gefühl nicht los, ihr schon einmal begegnet zu sein.

»Was darf es für Sie sein?«

Ich bestelle das Erste, was mir in den Sinn kommt: Bourbon. Nicht das, was ich normalerweise bestellen würde, doch nach diesem Tag würde Wein nicht reichen, um den Mix aus grau-trüben und gift-grünen Gedanken zur Ruhe zu bringen.

Sie wendet sich ab und greift nach einem Glas. Mein Blick wandert über ihr Gesicht, den Schwung ihres Kinns und ihrer Lippen, über die Nase hinauf bis zu ihrer Stirn. Ich kenne diesen Anblick.

Halb in Schatten getaucht, aber ich kenne ihn.

Vergangene Nacht, mein Traum ... das war sie.

Sie war die Person in meinem Zimmer, der vage Umriss in der Dunkelheit, von dem ich geträumt habe. Oder ich dachte, dass ich geträumt hätte, denn nun steht sie vor mir.

»Haben Sie letzte Nacht auch gearbeitet?«

Obwohl sie mir den Rücken zudreht, kann ich sehen, wie sich ihre Schultern versteifen. »Für ein paar Stunden«, erwidert sie.

Letzte Nacht war ihre Stimme angespannt und ihre Zunge ist über die Worte gestolpert, doch der warme Klang ist gleich. Das ist die Frau aus meinem Traum. Der kein Traum war. Sie war letzte Nacht in meinem Zimmer, warum auch immer. Ich erinnere mich, dass mich irgendetwas aufgeweckt hat und an die Gestalt, die am Fuß meines Bettes stand. Ich dachte, ich hätte einen Albtraum, war sicher, dass sie verschwinden würde, sobald ich mich entweder beruhigen oder meine Brille aufsetzen würde. Doch dann hat sie mit mir gesprochen ...

Kein Wunder, dass sie mir bekannt vorkommt. Letzte Nacht war sie dank meiner Sehschwäche bloß ein grober Umriss, jetzt, mit Kontaktlinsen, ist sie ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Belle LeBlanc. Der Schatten in meinem Zimmer, verschwunden über den Balkon.

Es ist der letzte Teil, der mich davon überzeugt hat, dass ich die Begegnung geträumt haben muss. Sie hat die Balkontür aufgeschoben und kam nicht mehr zurück. Was für mich ein sicheres Indiz dafür



war, dass sie entweder ein Traum oder ein Geist war, denn wo sollte sie von dort aus hingehen?

Sie setzt das Glas so schwingvoll vor mir ab, dass die bernsteinfarbene Flüssigkeit gegen den Rand schwappt. »Ich schreibe den Drink auf Ihr Zimmer«, erklärt Belle lächelnd, dann wendet sie sich ab, als wollte sie die Bar wieder verlassen.

»Normalerweise müsste man dafür nach der Zimmernummer fragen.«

Sie fährt herum, die Augen aufgerissen. Einen Moment sieht sie mich stumm an, dann stellt sie mit schwacher Stimme fest: »Sie erinnern sich.«

»An die Frau, die mitten in der Nacht in mein Zimmer geplatzt ist?« Schmunzelnd greife ich nach meinem Glas. »Ja, daran erinnere ich mich in der Tat«, murmle ich, bevor ich an der leicht nach Karamell schmeckenden Flüssigkeit nippe. Das kurze Brennen ist perfekt, um das Chaos in meinem Kopf leiser zu stellen, und ich nehme sofort einen zweiten Schluck, um den Prozess zu beschleunigen.

Belles Blick huscht durch den Raum, über meine Schultern in Richtung des Eingangs, dann hinüber zu der verlassenen Rezeption. Ich drehe meinen Kopf und folge ihrem Blick, doch die Lobby ist bis auf eine große Pflanze neben dem Aufzug leer.

»Ich wüsste es wirklich sehr zu schätzen, wenn Sie niemandem von diesem ... diesem ... Zwischenfall erzählen würden.« Ihre Stimme verliert mit jedem Wort an Sicherheit, wird leiser und leiser. »Es gab letzte Nacht eine Ausnahmesituation, wegen der ich gezwungen war, in das nächstbeste Zimmer zu fliehen. Das war leider Ihres.«

Mein Kopf braucht einen Augenblick, um ihre Worte zu sortieren.
Ausnahmesituation. Fliehen.

Sie drückt es so diplomatisch aus, als wäre letzte Nacht Lichtjahre entfernt oder einer Kollegin passiert. Vielleicht versucht sie, ihren Hintern zu retten, weil sie eine Grenze überschritten hat, und drückt sich deswegen so gewählt aus. Den Gast beruhigen, bevor er sich beschwert, oder so.

Nur passt der angespannte Ausdruck auf ihrem Gesicht nicht dazu. Sie wirkt so emotionslos, dass ich es fast beruhigender fände, wenn sie in Tränen ausbrechen würde.

Fest entschlossen, das Rätsel vor mir zu lösen, lehne ich mich vor und hebe eine Augenbraue. Eine Herausforderung, die ich in meiner Stimme mitklingen lasse. »Was für eine Ausnahmesituation? Es muss ja etwas ganz Besonderes gewesen sein, wenn man deswegen bei einem schlafenden Gast einbricht«, füge ich hinzu, als sie zögert.

Wieder geht Belles Blick an mir vorbei zur Rezeption, bevor sie ihre grünbraunen Augen auf mich richtet. »Eine Ausnahmesituation, in der mir ein sehr betrunkenen Mann den Weg abgeschnitten hat und ich keine andere Wahl hatte, als in eines der Zimmer zu fliehen.«

Wieder diese förmliche Ausdrucksweise.

»Hat der Mann ...« Ich kann mich nicht dazu bringen, den Satz zu beenden.

»Mich belästigt? Angegriffen? Nein.« Sie schüttelt den Kopf. »Aber es hätte passieren können. Er hat mich die ganze Zeit bloß wortlos angestarrt. Und als er dann auf mich zukam und ich dachte, ich hätte keinen Ausweg ... Ich hatte Angst und wollte einfach weg, deswegen musste ich meinen Generalschlüssel nutzen.« Ein Schatten huscht über ihr Gesicht, scheint ihre Zurückhaltung mit sich zu nehmen. »Und dann stand ich in diesem Zimmer, glaubte, in Sicherheit zu sein, nur um dann festzustellen, dass ich mit einem anderen Mann eingesperrt war. Also blieb bloß der Weg über den Balkon.« Sie streicht mit einer Hand über ihre dichten Locken. »Wäre das Adrenalin nicht gewesen, hätte ich nicht einmal daran gedacht, an den Balkonen nach unten zu klettern.«

Moment, *was?* »Du bist über die Balkone nach unten geklettert?« Das Hotel Broussard hat wie viele Häuser im French Quarter breite Balkone aus Metall, deren Stützen von der obersten Etage bis auf den Boden reichen. Trotzdem scheint es unmöglich, dass es jemand nachts aus der dritten Etage sicher nach unten schafft.



»Es klingt beeindruckender, als es war«, wiegelt Belle ab.

Das sehe ich anders, doch statt ihr das zu sagen, nippe ich an meinem Bourbon. Die ganze Geschichte ist vollkommen absurd.

Der Betrunkene, die vermeintlich gelungene Flucht, nur um dann erneut in einer Falle zu landen. Es ist fast zu abgedreht, um glaubwürdig zu sein. In einem Buch würde die Szene das perfekte Meet Cute ergeben, eine Zufallsbegegnung zweier Fremder, die das Schicksal zusammenführt. Sie flieht, er wird aus dem Schlaf gerissen, kann Traum und Realität kaum auseinanderhalten. Und dann der nächste Tag, die Erkenntnis, dass sie echt ist, als sie auf einmal vor ihm steht, die Sonne im Rücken, der Schein ein heller Rahmen um ihre Haare ...

Ich verharre mitten in der Bewegung.

Das perfekte Meet Cute.

Belle greift nach meiner Hand, in der das vergessene Whiskeyglas in gefährliche Schiefelage geraten ist. »Alles okay?«, fragt sie, während sie das Glas wieder aufrichtet.

Ich erwidere ihren Blick, ohne sie wirklich zu sehen. Mein Kopf ist bereits an einem anderen Ort, erschafft Räume, Häuser und Straßen, auf denen Menschen mit verschwommenen Gesichtern umherwandern. Auf ihre Frage habe ich keine Antwort, mit mir ist vieles nicht okay, aber ... »Ich habe eine Idee.«



Meine Schritte hallen dumpf auf dem dunklen Teppich wider, als ich durch den Flur eile. Da ist diese Idee, diese kleinen, vielleicht sogar feinen Worte, die unbedingt aus mir herausmüssen. Sie kratzen bereits an meinen Gedanken, wollen aufgeschrieben und weiterentwickelt werden. Es ist bloß eine Szene, keine Geschichte, nichts, was ich Lauren zeigen könnte. Doch es könnte mehr daraus werden.

Ich stürme in mein Zimmer, kaum dass sich das Türschloss öffnet. Mein Laptop wartet bereits auf dem schmalen Schreibtisch auf mich. So wie am Abend zuvor setze ich mich davor, schalte das Gerät ein und hoffe. Dass gleich etwas geschieht, dass ich mehr hinbekomme als nichts. Eine Seite, mehr verlange ich nicht. Mein Ziel ist lächerlich niedrig, wenn man bedenkt, dass ich vor einem Jahr noch locker zwei Kapitel pro Tag geschrieben habe. Seite um Seite habe ich mit Buchstaben, Worten und Sätzen gefüllt, mit Berührungen, Blicken und Momenten, die Menschen gelesen und manchmal sogar geliebt haben.

Dass ich heute an dem Punkt bin, an dem ich nicht einmal die Zusammenfassung einer simplen Idee zu Papier bringe, ist mein Untergang. Das Ende einer Karriere, von der ich nie dachte, dass ich sie wollen würde, und um die ich nun verfrüht trauere. Noch ist nichts verloren, keine Trauerrede geschrieben oder das finale Wort unter diesen Lebensabschnitt gesetzt. Morgen erscheint mein neues Buch



und dann ... dann heißt es wohl warten und sehen, was zuerst eintrifft: eine neue Idee, die ich tatsächlich zu einem Buch machen kann, oder der Moment, in dem mich auch der letzte Rest meiner Leserschaft vergisst. Es gibt so viele Menschen, die Bücher schreiben, wieso sollte also irgendjemand darauf warten, dass ich etwas veröffentliche?

Ich werde in Vergessenheit geraten.

Das sagt mir mein Bauchgefühl bereits seit Wochen und Lauren hat heute etwas Ähnliches angedeutet. Die Enttäuschung ließ die Falten in ihrem hübschen Gesicht noch tiefer wirken, als sie mir mitteilte, dass sie damit gerechnet hatte, auf der Release Party für *Ein Highlander zur Rettung* meine nächste Reihe ankündigen zu können. Die Vorbestellungen sind vielversprechend und der Verlag geht davon aus, dass das Buch ein gelungener Abschluss der Reihe wird. Inhaltlich ist es das längst, zumindest für mich. Wie meine Leserschaft es empfinden wird, steht noch in den Sternen.

Garantiert wird es wieder Menschen geben, denen es zu viel Sex war, während andere gern mehr davon gehabt hätten. Die Handlung wird einigen zu vorhersehbar sein. *Schon mal gelesen, nichts Neues, ideenlos*. Wobei der letzte Punkt durchaus zutrifft und die Situation perfekt einfängt: ideenlos.

Mein unfreiwilliges Lebensmotto.

Die weiße Leere des Word-Dokuments starrt mir anklagend entgegen. Meine Finger liegen auf der Tastatur, bereit für ihren großen Einsatz. Zögerlich versuche ich, ein paar Worte zu tippen, doch nichts klingt richtig. Wo wollte ich noch einmal hin? Wie war der genaue Wortlaut der Idee?

Die erste Begegnung der Protagonisten, mehr hatte ich nicht. Eine Zufallsbegegnung, geboren durch einen versuchten Überfall auf die weibliche Hauptfigur. Sie ... sie könnte in einem Wirtshaus arbeiten, vielleicht irgendeine kleine Spelunke fernab von der Zivilisation?

Stirnrunzelnd setze ich meine Finger auf die richtigen Tasten, tippe das erste Wort.

Ein Wirtshaus an einer vielberittenen Straße. Kein Ort, an dem eine Lady einkehren würde. Sie ist die Magd, das Mädchen für alles, das simple Kleider trägt. Dann ... dann, eines Nachts, verlangt der Wirt, der sie nie gut behandelt, dass sie sich um die Pferde der Gäste kümmert. Also verlässt sie das Wirtshaus, in der Luft schweben Schneeflocken und lediglich der Mond wirft etwas Licht auf ihren Weg. Sie betritt den Stall, als sie einen Schatten bemerkt. Einer der Gäste, betrunken, mit bösen Absichten und einem Hang zur Gewalt, ist ihr gefolgt. Verängstigt flüchtet sie sich in den Stall und rennt in die erstbeste Box, um sich darin zu verstecken. Darin schläft der nächste Viscount von –

Meine Gedanken kommen quietschend zum Stehen.

Der nächste Viscount von *was*? Oder besser ein Earl? Ein englischer Gentleman, der notgedrungen in einer der Boxen übernachtet, da der schottische Wirt behauptet, keine freien Zimmer mehr zu haben. Die Frau, eine junge Schottin, die um ihr rechtmäßiges Erbe gebracht wurde, arbeitet dort, weil es ihr einen Hauch von Sicherheit bietet.

So weit ... so schlecht.

Seufzend fahre ich mir mit den Händen durch die Haare, bringe die lang gewachsenen Strähnen durcheinander, als würde ich so meine Gedanken ordnen können.

Die Idee funktioniert. Der englische Lord, die eigentlich in nobleren Verhältnissen aufgewachsene Frau, die das Leben einer Magd führen muss. Sie verbringt nichtsahnend die Nacht in der Box, in der auch der Lord liegt. Aus irgendeinem Grund könnten sie gezwungen sein zu heiraten. Marriage of Convenience kommt immer gut an und ich hatte bisher kaum englische Charaktere, da mein Fokus stets auf den Highlands lag. Es wäre etwas Neues, zumindest für mich. Die Idee selbst aber nicht. Es gibt Hunderte Bücher mit einer ähnlichen Prämisse, viel zu viele Geschichten, die es unnötig erscheinen lassen, der Liste noch eine weitere hinzufügen zu wollen.



Mein Zeigefinger fällt wie ein Hammer beim Urteilspruch auf die Rücktaste, löscht und löscht und löscht. Bis das Dokument vor mir wieder weiß ist und nichts darauf hinweist, dass ich für einen Moment auf dem vermeintlich richtigen Weg war. Es ist zu seinem Urzustand zurückgekehrt, der mittlerweile meinen Alltag dominiert.

Zu wenig, zu schlecht, nicht genug.

Ein weiteres Mal bleibt von meinem Versuch lediglich die Erinnerung an die leichte Euphorie übrig. Dieses Gefühl, wenn aus Worten Sätze werden und die Gedanken fließen wie bei einer Spindel, von der immer mehr Garn kommt, mit dem man nach und nach eine Geschichte webt.

Eine Weile starre ich reglos auf meinen Laptop, warte ab, ob mir ein neuer Einfall kommt. Als mir die Anzeige in der unteren Ecke verrät, dass eine volle Stunde verstrichen ist, gebe ich auf. Wie immer.



Das helle Klirren von Gläsern erfüllt den Raum, als ich die Bar betrete. Auf den gemütlichen Sitzgruppen an der Fensterfront haben sich eine Handvoll Gäste eingefunden, die gerade auf irgendetwas anstoßen. Die hohen Stühle an der Bar sind hingegen leer und geben den Blick auf Belle frei.

Sichtlich in Gedanken versunken, zupft sie an einer kleinen Topfpflanze herum, die wahrscheinlich als Garnitur für Cocktails genutzt wird. Sie bemerkt mein Eintreten nicht, selbst das laute Gelächter der anderen Gäste lässt sie nicht aufblicken. Erst als ich mich direkt vor sie an die Bar setze und mit einem Räuspern den Mix aus Stimmen und munterer Jazzmusik im Hintergrund durchbreche, sieht sie auf. Ihre dichten Augenbrauen ziehen sich zusammen, als fragte sie sich, was ich schon wieder hier mache.

»Hallo ... noch mal«, begrüße ich sie verlegen. »Könnte ich einen Riesling bekommen?«

»Selbstverständlich, Mr Farrow.«

Beim Klang meines Nachnamens verziehe ich das Gesicht. »Ich glaube, nach unserer ersten Begegnung sind Vornamen angebrachter. Ich bin Ames.«

Belle legt den Kopf schief, bevor sie sich daran macht, mir ein Glas Wein einzuschenken. Statt das volle Glas vor mir abzustellen, streckt sie mir ihre freie Hand entgegen. »Belle«, stellt sie sich vor, als begegneten wir uns gerade zum ersten Mal.

Grinsend lege ich meine Hand in ihre. Fast fühlt es sich so an, als ginge Energie von ihrer Haut aus, wie ein winziger Funke, der gegen meine Finger drückt. Ihr Griff um meine Hand wird fester, verliert die zaghafte Natur, mit der er begonnen hat. Einen Augenblick lang sehen wir uns an, ihre Hand in meiner, die im Vergleich zum warmen Ton ihrer dunklen Haut ungesund weiß aussieht. Als hätte ich ewig kein Sonnenlicht mehr gesehen.

Mein Kopf wird von Erinnerungen geflutet, Stunden, die ich in einem Tunnel aus Szenen und Worten verbracht habe, während die Sonne vor meinem Fenster über den Himmel wanderte. Der letzte Sommer, mein letztes Buch.

Ruckartig ziehe ich meine Hand zurück. Ich will meine Probleme vergessen, nicht mich in Erinnerungen an bessere Zeiten verlieren. Meine Finger schließen sich um den Stiel des Weinglases, sobald Belle es vor mir abstellt. Dankbar für die Ablenkung nippe ich daran, um mit der kühlen Flüssigkeit den bitteren Geschmack von Verzweiflung aus meinem Mund zu vertreiben.

Belle lächelt mich an. »Alles in Ordnung? Du hattest es vorhin auf einmal sehr eilig.«

Ich verziehe das Gesicht. »Es war nichts, bloß ein Hirngespinnst.« Denn das war es am Ende. Vielleicht fehlte mir etwas. Ideen oder Geduld. *Oder Talent*, erinnern mich meine Selbstzweifel. »Erlebst du oft solche Situationen?«, frage ich, um das Thema zu wechseln.

»Welche?« Sie zieht eine Augenbraue nach oben. »Gäste in der Bar?«



Stumm lehne ich mich zurück und sehe demonstrativ zu den Gästen am Fenster.

»Okay, der Spruch war schlecht«, gibt sie grinsend zu. »Mit Situationen meinst du wahrscheinlich letzte Nacht?«

»Genau. Nicht den Part, als du in mein Zimmer geplatzt bist. Du sagtest ja, dass du das sonst nicht machst. Aber das davor, der betrunkene Mann, kommen solche Situationen – Gäste, die eine Grenze überschreiten oder Momente, die man nicht glauben würde, wenn man nicht dabei gewesen ist – oft vor?«

»Das kommt auf die Gäste an.« Sie tippt mit einem Finger gegen ihre vollen Lippen. »Betrunkene Gäste sind normal, aber sie sind selten so betrunken, dass sie gefährlich werden. Ständig schließt sich jemand aus, weiß seine Zimmernummer nicht mehr oder ist wegen irgendetwas unzufrieden. Es gibt Menschen, die beschwerten sich bloß, weil sie auf einen Rabatt aus sind. Die können richtig unangenehm werden, aber gefährlich ist keine dieser Situationen. Hin und wieder gibt es medizinische Notfälle, Gäste, die bluten oder so krank sind, dass sie einen Arzt benötigen. Das sind Ausnahmesituationen. So etwas wie letzte Nacht hingegen ... nein, das kommt sonst nicht vor. Sonst würde ich diesen Job vermutlich gar nicht mehr machen«, fügt sie leise hinzu.

»Dann fühlst du dich hier nachts normalerweise sicher?«

»Nicht immer.« Ihr Lächeln verrutscht leicht. »Ich habe oft Angst. Vor Schatten, Geräuschen oder Menschen, die ich nicht sofort deuten kann. Meistens bin ich bloß müde und deswegen schreckhaft und es gibt eigentlich keinen Grund, Angst zu haben. Das Hotel ist sicher, dafür wird gesorgt. Aber nachts ist alles etwas gruseliger, ruhiger und dadurch so ... irreführend? Ergibt das Sinn?«

»Die Dunkelheit raubt uns einen Sinn«, erkläre ich. »Das macht alles unheimlicher, weil man sich sonst so sehr auf seine Augen verlässt.«

Belle nickt. »Ich schließe die Eingangstür ab, sobald ich abends meine Schicht antrete. Ich weiß, wer im Haus ist und wo. Rein logisch

gesehen ist es also unmöglich, dass mir jemand in der Wäschekammer auflauert. Dafür müsste die Person hinter der Rezeption durch. Das ist der einzige Zugang und ich bekomme es mit, wenn jemand runterkommt oder an mir vorbeigeht. Trotzdem rast mein Herz jedes Mal, wenn ich nachts in diesen Raum muss.«

Ihre Worte erinnern mich an die namenslose schottische Magd, deren Geschichte ich vorhin verworfen habe. Vielleicht hätte ich an ihr festhalten sollen. Eine Idee ist schließlich nicht in Stein gemeißelt. Ich kann jedes Detail jederzeit anpassen, ändern oder austauschen. Gut möglich, dass mehr aus meinem ersten Ansatz geworden wäre, wenn ich nicht direkt aufgegeben hätte. Hatte ich da etwas, mit dem ich hätte arbeiten können, und habe es einfach gelöscht?

Genervt greife ich nach meinem Glas und stürze die Hälfte des Inhalts in einem Zug hinunter. Der Wein schmeckt genau so bitter, wie ich mich gerade fühle.

Belle beobachtet jede meiner Bewegungen. Sie steht so nah vor mir, dass ich die zarten Anfänge von Sommersprossen auf ihren Wangen und ihrer Nasenspitze erkennen kann. Ich glaube nicht, dass sie Make-up trägt. Zusammen mit ihrer locker geschnittenen Kleidung ergibt sich ein Gesamtbild, das mich schlucken lässt.

Belle LeBlanc ist hübsch, hat ein offenes Gesicht mit fesselnden Augen und einem einladenden Lächeln. All das scheint sie durch weit geschnittene Kleidung und wenig bis kein Make-up verstecken zu wollen. Weil sie Angst hat, vor Schatten und Geräuschen in der Nacht, weil sie ihren Job trotzdem macht, aber diese Form von Sicherheit braucht. Mein Kopf analysiert sie, so wie er es immer tut, seit ich mit dem Schreiben begonnen habe. Er fügt die kleinen Puzzlestücke, die ich nach und nach von anderen Menschen kennenlerne, zu einem Ganzen zusammen. Es ist ewig her, dass er so produktiv war.

»Weißt du, manchmal kommen Gäste in die Bar, weil sie jemanden brauchen, der ihnen zuhört.« Belle stützt sich mit den Ellbogen auf



der Theke ab. Ihre zusammengezogenen Augenbrauen drücken Unsicherheit aus, doch in ihren Augen liegt ein neugieriges Funkeln. »Also, Ames Farrow, was bringt dich zu mir?«

Mein erster Instinkt ist es, ihr eine Lüge aufzutischen. Doch irgendetwas an ihrem Blick bringt mich dazu, die Wahrheit auszusprechen. »Ich bin für eine Messe hergekommen. Nicht meine erste und nicht die größte, auf der ich bisher war, aber mein Verlag wollte sie als Rahmen nutzen, um aus dem Erscheinen meines neuen Buches ein Event zu machen. So richtig mit Häppchen, Sekt, einer Lesung und Bloggern. Eine echte Release Party, um den Abschluss meiner Reihe zu feiern.«

»Dann bist du Autor?«, fragt sie hörbar überrascht. »Was hast du geschrieben?«

Grinsend lehne ich mich auf meinem Stuhl zurück und verschränke die Arme vor der Brust. »Rate.«

Sie schüttelt abwehrend den Kopf. »Ich bin leider eine absolute Buchbanausin. Solange deine Bücher nicht verfilmt wurden, liegt die Chance, dass ich sie kenne, etwa bei null.«

»Wieso fragst du dann?« Ich schenke ihr ein schiefes Lächeln, das hoffentlich klarmacht, dass ich sie bloß aufziehen möchte.

»Weil ich mehr wissen will! Also los – was hast du geschrieben?«

»Der erste Band heißt *Der Highlander in meinem Herzen*«, gebe ich seufzend nach. »Es ist ein historischer Liebesroman, der im Schottland des siebzehnten Jahrhunderts spielt. Morgen erscheint der fünfte Teil, mit dem die Reihe endet. Bevor du fragst – ja, die Bücher enthalten Sexszenen«, erkläre ich augenrollend. Eine Geste, die die unzähligen Male, in denen ich nach ebendiesen Szenen gefragt wurde, in mir vorprogrammiert haben.

Belle runzelt die Stirn. »Eigentlich wollte ich fragen, wie alt du bist. Du wirkst nicht wie jemand, der alt genug ist, um fünf Bücher herausgebracht zu haben.«

»Nicht alt genug? Schreiben hat doch kein Mindestalter.«

»Ja, aber ist es nicht total aufwendig? Wie lange brauchst du für ein Buch? Ein Jahr?«

Lachend winke ich ab. »Für einen fetten Fantasyroman vielleicht. Für meine Highlander-Bücher brauche ich ein paar Monate. Seit ich hauptberuflich schreibe, sind die Rohfassungen meistens nach zwei Monaten fertig.«

Stolz flutet meine Brust, als ich an die intensive Arbeit der letzten Jahre denke. Nachdem der dritte Band dank TikTok zum Hit wurde, habe ich mein Studium unterbrochen und geschrieben, als ginge es um mein Leben. Ich wollte unbedingt den Moment nutzen und die Aufmerksamkeit auf den nächsten Teil übertragen. Für den ersten Band habe ich damals zwei Versuche und anderthalb Jahre gebraucht. Die letzten beiden Bände habe ich innerhalb eines Jahres geschrieben, überarbeitet und veröffentlicht.

Belles Augen weiten sich. »*Zwei Monate?* Das klingt nach einem unglaublichen Tempo.«

»Das war es wahrscheinlich.« Achselzuckend nehme ich noch einen Schluck von meinem Wein. »Diese Geschichten waren alle in meinem Kopf, ich musste sie nur noch in Worte fassen. Alles war einfach so *da*. Ich wusste sofort, was funktionierte, wo es hakte, wann welche Szene am besten passte.«

»Das klingt, als wäre das nicht mehr so.« Belles braungrüne Augen wirken so einladend, fordern mich auf, mich ihr zu öffnen, dass ich nicht anders kann, als mehr zu sagen.

»Nein.« Meine Stimme ist tiefer als sonst, von Emotionen geprägt. »Was auch immer mich angetrieben hat, es ist verschwunden, und egal, was ich versuche, es kommt nicht zurück. An manchen Tagen bekomme ich kein einziges Wort zustande, an anderen schreibe ich Seite um Seite, um am Ende alles wieder zu löschen. Nichts ist gut genug. Meine Reihe ist fertig und meine Karriere wird ihr bald folgen«, gestehe ich. »Ich dachte, ich könnte ewig so weitermachen, Bücher veröffentlichen und davon leben. Doch mit jedem Tag, an dem ich keine



neue Idee vorzuweisen habe, schrumpft mein Zeitfenster. Irgendwann kommt der Tag, an dem mich auch mein letzter Leser vergisst und ich irrelevant werde. Und das war es dann.«

Belle überrascht mich, indem sie ihre Hand auf meine legt und sie sanft drückt. »Wie bist du früher auf neue Ideen gekommen? Was inspiriert dich?«

»Meine Grandma«, antworte ich, ohne zu zögern. Es ist die ehrlichste Antwort und die vertrauteste. Auch wenn sie nicht mehr stimmt.

»Dann rede mit ihr.« Sie lächelt mich an. »Jeder kann mal in eine schwierige Phase rutschen. Irgendwie wirst du einen Weg aus diesem Tief finden, auch wenn es schwierig ist oder mehrere Anläufe braucht. Sprich mit deiner Grandma und wenn das nicht funktioniert, versuchen wir etwas anderes.«

»Dann bin ich auf deine anderen Vorschläge gespannt.« Ein bitteres Lachen zwingt sich meine Kehle hinauf. »Meine Grandma ist vor vier Monaten gestorben. Und mit ihr jegliches Fünkchen Talent, das ich vielleicht mal hatte.«



Frustriert ziehe ich die Kopfhörer aus den Ohren und lasse den Podcast verstummen, von dem ich in der letzten Stunde kaum etwas mitbekommen habe. Statt zuzuhören und die Folge von *Two Hot Takes* wie sonst in einem kurzen Comic zusammenzufassen, hänge ich meinen Gedanken nach. Sie sind voll von Erinnerungen, die ich gern vergessen würde. Mein Überfall in Ames' Zimmer, unsere Begegnung gestern Abend, das anschließende Gespräch und das Fettnäpfchen, in das ich kopfüber gesprungen bin.

Was dachte ich mir dabei, ihm einen Ratschlag geben zu wollen? *Rede mit deiner Grandma*. Als würde er nicht selbst auf die Idee kommen.

Flora sieht mich fragend an, als ich von unserem Platz auf der Couch aufspringe und durch das Zimmer tigere. Sie öffnet gerade den Mund, um etwas zu sagen, als die Wohnungstür ein bedrohliches Rappeln von sich gibt. Aus dem Flur folgt ein lautes Fluchen, dann gibt die Tür endlich nach und ein verwuschelter Schopf lavendelfarbener Haare schiebt sich in die Wohnung.

»Die Tür ist alt und sollte auch so behandelt werden!«, ruft Flora unserer Mitbewohnerin Maven entgegen. Als Älteste betrachtet es meine Schwester als ihre Pflicht, die Wohnung in einem akzeptablen Zustand zu halten. Nicht sauber, nicht aufgeräumt – *akzeptabel*. Während sich Maven zumindest darum kümmert, dass der Boden



frei und sauber ist, achtet Flora lediglich darauf, dass wir nichts beschädigen, was uns nicht gehört. Was ziemlich gut beschreibt, wie ordentlich es in unserer Wohnung ist.

»Dann sollte sich dieses verfluchte Ding auch so benehmen«, zischt Maven. »Mit Respekt kommt man nicht weit, da hilft nur noch rohe Gewalt.«

Flora richtet sich etwas auf, um über die große Strelitzie sehen zu können, die unsere Couchecke vom Rest des Wohnzimmers abschirmt. »Es hat letzte Nacht geregnet. Du weißt, wie sehr der Regen dem Holz zusetzt.«

»Mir setzt der Regen auch zu, schau dir meine Haare an!« Maven deutet auf ihren Kopf. »Ein Desaster, trotzdem gebe ich nicht den Dienst auf.«

»Wie war die Frühschicht?«, frage ich.

Maven reibt sich über ihr blasses Gesicht. »Lang. Dabei war ich nicht mal für eine volle Schicht da. Wer hat diese bescheuerte Gruppe angenommen? Ständig klingelte das Telefon, weil sich irgendeiner über irgendwelchen Mist beschweren wollte. Einmal waren die Handtücher nicht flauschig genug, dann war angeblich die Nachttischlampe defekt und einer hat sich ernsthaft beschwert, weil wir keinen Pool haben.«

»Lass mich raten: Kaum, dass jemand nachsehen gegangen ist, ging die Lampe wieder?«

»Was sonst?«

Flora seufzt leise. »Ich habe Dad gewarnt, dass er keine große Gruppe annehmen soll, wenn er in New York ist. Blake weiß, was er tut, aber normalerweise ist das Chefsache. Und ich habe keine Lust, Chefin zu spielen, falls es ein Problem gibt. Dad hat versprochen, dass ich dieses Wochenende freihabe. Ciara flippt aus, wenn ich schon wieder ein Date absage.«

Hinter mir ertönt ein Rattern. Vorsichtshalber mache ich einen Schritt zur Seite, bevor aus dem dunklen Flur, von dem die

Schlafzimmer und das Bad abgehen, unser Saugroboter angerollt kommt. Wie ein Ritter in der Schlacht sitzt darauf Kat, die grau getigerte Katze, die wir vor einem Jahr bei uns aufgenommen haben. Ihre gelben Augen funkeln feindselig, als der Roboter an uns vorbeierollt und sich über die dunklen Dielen des Wohnzimmers hermacht.

»Irgendwann macht sie ihn kaputt«, raunt mir Maven zu. Sie steht halb hinter mir versteckt, als hätte sie Angst, dass die Katze sie anfallen könnte.

Floras Handy piept leise, immer wieder. Ihr Blick huscht über das leuchtende Display und verengt sich mit jedem weiteren Piepen, jeder neu eingegangenen Nachricht. »Ciara hat uns Konzertkarten für Sonntag gekauft, also sollte Dad am Samstag besser in einem Flieger aus New York sitzen, sonst ist das Hotel nämlich nicht besetzt.«

Ich mache vorsichtig einen Bogen um Kat, die auf dem Roboter sitzt, als wäre es ihr Job, und gehe hinüber zum Sofa, um neben meiner Schwester Platz zu nehmen. Maven verkriecht sich in dem bunt gemusterten Sessel daneben, der dem sonst beige und grau gehaltenen Wohnzimmer etwas Farbe verleiht. Durch die Fransen ihres Ponys beobachtet sie die Katze auf ihrem Weg durch den Raum.

»Niemals die Deckung aufgeben, sonst frisst sie dich«, ziehe ich sie auf.

»Du findest es vielleicht witzig, aber letzte Woche bin ich mitten in der Nacht wach geworden und dieses Vieh saß auf meiner Brust. Hat mich angestarrt, als wollte sie mich gleich umbringen.« Sie nickt leidenschaftlich. »Ich kann froh sein, dass ich noch lebe!«

»Sie hasst es eben, wenn du schnarchst. Denk nächstes Mal daran, deine Tür zuzumachen, bevor du schlafen gehst, dann passiert so etwas auch nicht.«

Eigentlich gehört Kat unseren Nachbarn. Irgendwann hat Kat jedoch beschlossen, dass sie genug von ihren Menschen hat und ist mir nach Hause gefolgt. Alle Versuche, sie wieder zu ihren rechtmäßigen Besitzern zurückzubringen, sind gescheitert. Also haben wir



eine Katze in der WG, auch wenn sie jede Sekunde, die sie in unserer Gegenwart verbringen muss, zu hassen scheint.

Floras Handy piept wieder, dieses Mal so schnell hintereinander, dass es fast ein durchdringender Ton ist. Seufzend greift sie danach, stellt es auf stumm und legt das Gerät mit dem Display nach unten wieder auf dem Couchtisch ab. »Ich liebe Ciara wirklich, aber ich schwöre, sie bringt mich heute zum Verzweifeln.«

»So schlimm?« Mitfühlend reibe ich ihr über den Arm. »Ist sie immer noch sauer wegen Samstag?«

»Sie kocht vor Wut. Und dass ich unser Date dieses Wochenende vielleicht wieder absagen muss, macht es nicht besser. Ich habe ihr zigmal erklärt, dass es nicht anders geht, wenn Dad nicht da ist, aber davon will sie nichts hören. Ihrer Meinung nach habe ich sie sitzen lassen.«

»Na ja, ihr wart seit Monaten für Samstag verabredet und es war die Hochzeit ihres Cousins«, wirft Maven zaghaft ein. »Da wäre ich auch sauer, wenn meine Partnerin mich plötzlich doch nicht begleitet, obwohl sie es mir fest versprochen hat.«

Betretenes Schweigen füllt den Raum, untermalt von dem Rattern des Saugroboters, der seine Runden dreht. Mein Blick weicht Floras aus, die vermutlich meine Meinung zu dem Thema hören möchte. Stattdessen mustere ich das Regal auf der anderen Seite des Zimmers, das Reihe um Reihe mit Pflanzen befüllt ist, und den großen Esstisch davor. Floras Laptop liegt noch an ihrem Platz, zurückgelassen nach einem Morgen voller Eventvorbereitungen, die meine Schwester ohne Zweifel nachher fortführen wird.

Das Broussard ist für uns alle der sichere Hafen, der uns finanziell absichert, doch keine von uns will ihr Leben dort verbringen. Maven verdient sich etwas dazu, bis ihre Geister- und Stadttouren erfolgreich genug sind, um davon leben zu können. Flora hingegen plant kleine Events und Konzerte im *Sinners Crescent*, der Bar, in der unser Bruder Wyatt arbeitet und von der er hofft, sie eines Tages zu übernehmen.

Meine Geschwister träumen groß, mit eiserner Entschlossenheit, ihre Ziele einmal zu erreichen.

Ich ... ich habe das Broussard, das mich finanziell über Wasser hält. Und Zeit für mich. Kann in den Tag leben und tun, wonach mir ist. Zeichne gern, aber nicht so gern, dass ich eine Künstlerin sein könnte. Ich mag Pflanzen – zum Kaufen, Sammeln, Anschauen, nicht als Karriere. Vielleicht fällt mir irgendwann etwas ein, vielleicht finde ich noch den Traumjob für mich. Vielleicht fehlt mir auch einfach die Zielstrebigkeit und Entschlossenheit, die Dad meinen Geschwistern vererbt hat.

Genau genommen sind Wyatt und Flora meine Halbgeschwister. Flora ist die Tochter von Dads Ex-Frau Poppy und Wyatt entstand durch eine Samenspende, kurz nachdem Dads erste Ehe zerbrach. Drei Geschwister, drei unterschiedliche Nachnamen – und kaum optische Gemeinsamkeiten. Und offenbar auch gravierende Unterschiede, wenn es um unsere berufliche Zukunft geht.

»Belle?« Flora wedelt mit einer Hand vor meinem Gesicht herum. »Hörst du mir zu? Ich wollte wissen, ob du mit Dad gesprochen hast.«

»Nicht, seit er beschlossen hat, länger bei Mom zu bleiben«, gestehe ich.

Das Thema ist heikel, denn egal, mit wem man spricht – irgendjemand kommt zu kurz. Seit meine Mom vor zehn Jahren nach New York gezogen ist, um das Marketing für eine kleine Kosmetikfirma zu übernehmen, ist meine Familie ständig getrennt. Dad besucht Mom so oft es geht, was bedeutet, dass wir häufig ohne ihn auskommen müssen. Dieses Mal wollte er Mom für ein paar Tage für einen Produktlaunch unterstützen, nur um dann kurzfristig zu entscheiden, dass er länger bleiben muss. Als Tochter freut es mich, dass meine Eltern Zeit miteinander verbringen und trotz der Entfernung eine gesunde Beziehung führen. Als Schwester hingegen bin ich genervt, wenn Flora wieder mal einspringen muss, um Dads Schichten im Hotel abzudecken. Es ist ein verdammt beschissenes Gefühl, wenn auf beiden Seiten Menschen sind, die man liebt.



»Dad wollte vor fast einer Woche zurück sein«, beschwert sich Flora.
»Wie stellt er sich das vor? Wenn er erwartet, dass wir den Laden allein schmeißen, kann er auch einfach direkt in New York bleiben.«

Der Roboter fährt brummend über den hellen Teppich unter uns, direkt durch den schmalen Pfad zwischen Couch und Tisch. Flora nutzt die Chance, um nach Kat zu greifen, deren Kopf gerade so über der dunklen Tischplatte emporragt. Die Katze faucht, als Flora sie in ihrem Schoß drapiert, doch das stört meine Schwester nicht. Unbeirrt streichelt sie ihr über die Stirn, krault genau die Stelle, die Kat jedes Mal zum Schnurren bringt.

Mit verengten Augen betrachtet Maven die Situation, wohl jederzeit bereit, aufzuspringen und zu fliehen. »Belle, wie war eigentlich dein Gespräch mit dem heißen Typen?«

»Ich weiß nicht, von wem du sprichst.« Mein Herz schlägt schneller, als wollte es mich durch sein lautes Pochen verraten.

»Etwa eine Handbreit größer als du, breite Schultern, dunkelblonde Haare, die bis etwa hier reichen«, sie hält eine Hand an ihre Wange, »und ein Kinn, das Henry Cavill Konkurrenz macht?«

Mein gezwungen neutraler Gesichtsausdruck verrutscht, als Flora sich neben mir aufrichtet. »Von wem sprechen wir? Ein Gast? Hast du einen Namen für mich, Mave?«

Zum hundertsten Mal heute wünsche ich mir, dass ich gestern anders gehandelt hätte. Da wären mein unüberlegter nächtlicher Rundgang und der betrunkene Mann, wegen dem ich schließlich in Ames' Zimmer gelandet bin. Dann meine peinliche Reaktion auf Ames, der am Abend durch die Türen des Broussards trat. Ich habe ihn sofort erkannt, an seiner imposanten Gestalt und seinen Schultern, die genauso angespannt wirkten wie bei meinem nächtlichen Überfall.

Und was war meine Reaktion? Ich habe mich wie ein Kind hinter der Rezeption versteckt und gehofft, dass er mich nicht gesehen hat. Was sinnlos war, da Maven direkt neben mir stand und mich sofort darauf hinwies, dass in der Bar jemand bedient werden muss. Noch

nie war mir etwas so unangenehm wie der Moment, in dem ich mich aufrichten und zur Bar gehen musste. Wobei mein peinlicher Ratsschlag später am Abend das definitiv übertroffen hat. *Rede mit deiner Grandma*. Wer sagt so etwas zu einem Fremden?

Ich. Ich sage so etwas. Leider.

Meine Mitbewohnerinnen mustern mich. Selbst Kat hat ihren feindseligen Blick abgestellt und sieht mich aufmerksam an.

»Dad darf davon nichts erfahren«, flehe ich. »Ihr müsst es versprechen, sonst sage ich kein Wort.«

Beide nicken eifrig, während Kat gereizt brummt.

»Sein Name ist Ames Farrow. Und ich bin letzte Nacht in sein Zimmer geplatzt.« Ich berichte von dem betrunkenen Kuschelmann, meiner Naivität und der fehlgeschlagenen Flucht. Als ich die Stelle erreiche, wo ich an den Balkonen entlang nach unten geklettert bin, lachen Maven und Flora so laut, dass Kat fauchend hochspringt und um die Ecke verschwindet.

»Und gestern Abend war er dann in der Bar?«, hakt Maven atemlos nach. »Hat er dich erkannt?«

Also erzähle ich auch von unserer zweiten Begegnung, dem fluchtartigen Abgang von Ames und der Unterhaltung, die wir nach seiner Rückkehr geführt haben. »Seine Augen wirkten so traurig, so besiegt, und ich wollte ihm so gerne helfen. Ich meinte, dass es ihm vielleicht hilft, das zu tun, was ihn früher inspiriert hat – was das Unsensibelste war, das ich hätte sagen können.«

»Wieso?«

»Weil seine Grandma ihn immer inspiriert hat.« Beschämt verstecke ich das Gesicht hinter meinen Händen. »Seine Grandma, die vor vier Monaten gestorben ist!«

Lachend tätschelt Maven mein Knie. »Das konntest du nicht ahnen, Belle. Du hattest gute Absichten, das zählt.«

»Moment mal.« Flora hebt eine Hand, wie um sich zu melden. »Hast du gesagt, dass sein Name Ames Farrow ist?«



»Ja?«

»O Mann, wenn ich gewusst hätte, dass er im Broussard ist, hätte ich am Wochenende doch eine Schicht übernommen. Ich liebe seine Geschichten!«

»Du hast seine Bücher?«, frage ich, darum bemüht, möglichst beiläufig zu klingen. Ich würde gern wissen, wie er schreibt. Ob seine Worte so traurig sind wie seine Augen gestern Abend, wie er denkt oder auf welche Details er wert legt.

»In meinem Regal stehen die ersten beiden Bände.«

Maven räuspert sich leise. »Wie ... wie viel Sex ist da drin?«

»Das tut doch jetzt wirklich nichts zur Sache –«

»Es gibt schon ein paar Sexszenen, aber die Familie und die Handlung stehen stets im Fokus. Soll ich die Bücher mal holen?«

Unsicher sehe ich zu Maven, die vehement nickt. Flora steht auf und verschwindet um die Ecke, wo am Ende des Flurs ihr Schlafzimmer liegt.

»Nun, Belle ...«

Wenn Maven so anfängt, weiß ich, worauf sie hinauswill. Ihre eisblauen Augen funkeln vor Neugier. »Er ist ein Gast«, erinnere ich sie ruhig.

»Und? Er ist trotzdem verdammt heiß. Von dem bisschen, was ich gestern gesehen habe, könnte er glatt Protagonist in einem seiner Bücher sein. Diese Schultern ...« Sie beißt sich auf die Unterlippe. »Du sagtest, dass er noch nach neuen Ideen sucht. Vielleicht könntest du ihn etwas ... *inspirieren*?«

Stöhnend lege ich den Kopf in den Nacken, während Maven grinsend mit ihren dunklen Augenbrauen wackelt. »Ich glaube nicht, dass er Ideen für Sexszenen braucht.«

»Du glaubst es, aber du weißt es nicht!«

»Ich will es auch gar nicht wissen! Verdammt, Maven, er ist ein Gast im Broussard! Das Hotel meines Vaters, falls du das vergessen hast.«

»Ich sehe da kein Problem«, erwidert sie. »Dein Dad hat dort deine Mom kennengelernt. Und Floras Mom! Ich denke nicht, dass es ihn stören würde, wenn du mit einem Gast ausgehst. Schließlich bist du das Produkt einer solchen Beziehung und irgendwann will er bestimmt mal Enkel –«

»Ich bitte dich«, fällt ihr Flora ins Wort. Sie hat zwei abgegriffen wirkende Bücher mitgebracht, die sie mir in die Hand drückt. »Erwähne nie wieder das Wort Enkel und meine kleine Schwester in einem Satz.«

Mein erster Instinkt ist es, ihr zu widersprechen, doch in diesem Fall bin ich ganz ihrer Meinung. Bevor ich überlege, ob ich überhaupt Kinder möchte, muss ich selbst erwachsen werden. Was noch eine Weile dauern dürfte, schließlich weiß ich mit zwanzig nicht mal, was ich machen möchte.

Maven und Flora quetschen sich mit mir zusammen auf die Couch. Stumm mustern wir die Bücher, die halbnackten Männerkörper darauf und die kleinen bunten Zettel, die Flora zwischen die Seiten geklebt hat.

»Will ich wissen, was die Markierungen zu bedeuten haben?«

»Bei den roten nicht«, erwidert sie gelassen. »Die dürften eher Maven interessieren.«

Neugierig reißt mir unsere Freundin eines der Bücher aus der Hand und blättert durch die Seiten. »Rot, rot, rot ...« Ihre Augenbrauen wandern nach oben, während sie eine Seite in der Mitte des Buches überfliegt. »*Oh*. Wow, das ist ... ähm ... kann ich mir das mal ausleihen?«





Mein Finger verfolgt die Buchstaben, fliegt Satz für Satz über das dünne Papier und jagt der Geschichte nach, die mich in den letzten beiden Stunden so gefesselt hat. Es ist bereits nach Mitternacht und im Hotel herrscht eine friedliche Stille, die ganz anders als das nächtliche Treiben auf den Straßen New Orleans ist. Musik, schnell und langsam, treibend, bewegend und entspannend, dringt durch das French Quarter und zieht die Menschen an. Einheimische oder Touristen, jung oder alt, alle kommen in dem warmen Mairegen dieser Nacht zusammen und zelebrieren das Leben.

Zwischen dieser Welt und meiner liegt das schwarz lackierte Holz der Rezeption und das abgegriffene Buch, mit dem ich fest plane, meine Schicht zu verbringen. Neben mir stehen die Türen des Aufzugs einladend offen und warten auf Gäste, die bereits vor Stunden auf ihre Zimmer gegangen sind. Diese Nacht gehört der Stille und mir – und dem Buch, das Flora mir mitgegeben hat.

Erst wollte ich es nicht lesen. Als würde ich so meinen Eindruck von Ames verfälschen, wenn ich seine Wörter lese. Doch meine Neugier war zu groß. Ich wollte wissen, wie er Ideen in Wörtern einfängt, wie er seine Charaktere entwickelt, Landschaften und Handlungsstränge verbindet. Das Cover ließ vermuten, dass der Fokus auf nackten Oberkörpern liegen würde. Es ist genau so, wie man es von einem Highland-Roman erwartet: Bauchmuskeln, lange Haare, Kilt, im Hintergrund

grüne Wiesen und imposante Burgen. Doch der Inhalt ist so weit von meinen Erwartungen entfernt, dass ich nach den ersten Kapiteln ungläubig nachsehen musste, ob unter dem Cover ein anderes Buch versteckt ist. Es sollte nicht so gut sein, nicht so gefühlvoll, so unterhaltsam, lustig und vor allem spannend. Die Geschichte hält mich auf Trab, lässt mich den Atem anhalten, wenn die verfeindeten Clans aufeinandertreffen und eine feine englische Lady in den ihr gar nicht wohlgesinnten Highlands landet. Im Moment versucht die männliche Hauptfigur, die ihm versprochene Lady zu ihren Eltern zurückzubringen, was so humorvolle Gespräche mit sich bringt, dass ich teilweise laut lachen muss. Sie hassen sich, können aber auch nicht ruhig sein. Gemeinsam reiten sie auf seinem Pferd durch die tiefgrüne Natur Schottlands, machen Rast bei einem Loch und streiten. Immer und immer wieder. Und ich liebe jede Sekunde. Mein Herz rast vor Aufregung, als der Held sein Bad in dem eisigen Wasser des Lochs unterbrechen muss, um seine Lady vor Banditen zu beschützen. Wasser tropft aus seinen Haaren und rinnt über seine nackte Brust nach unten, während er sein Schwert zieht. Die Lady schreit, warnt ihn –

Ein vertrautes Klacken dringt durch die Lobby. Der Klang der Eingangstür, die über den daneben angebrachten Sensor geöffnet wird.

Hitze steigt in meine Wangen, als Ames die Lobby betritt. Seine Haare hängen ihm feucht ins Gesicht, heben seinen breiten Kiefer und das Blau seiner Augen hervor. Auf seinen Wangen liegt ein leichter Bartschatten, der ihn ausgelaugt wirken lässt. Vielleicht ist es auch der graue Ton unter seinen Augen oder der fahle Schein seiner Haut, doch ich sehe deutlich, wie erschöpft er ist.

Den Blick auf den Boden gerichtet, steuert er direkt auf die Bar zu und lässt sich auf einem der gemütlichen Sessel an der Fensterfront nieder. Entschlossen greife ich nach dem Buch, stopfe es in eine Schublade und verlasse die Rezeption. Durch die Glaswände der Bar kann man alles sehen, was in der Lobby geschieht, also versuche ich, mich möglichst unauffällig zu bewegen. Neben dem Aufzug bleibe ich



kurz stehen, überprüfe schnell den Sitz meiner Bluse und stecke eine verirrte Locke hinter mein Ohr.

Das Hotel ist alt, aber modern ausgestattet. Die schwarz-weißen Fliesen sind zeitlos und die Spiegel, mit denen die Wände zwischen dem Aufzug und der Rezeption verkleidet sind, geben dem Raum Luft zum Atmen. In den letzten Jahren hat Dad den Empfangsbereich des Broussards modernisiert, lichtstehlende Wände entfernen und durch Glas und Spiegel ersetzen lassen. Es ist wunderschön geworden, schlichtes Schwarz und Weiß geschmückt mit grünen Flecken lebendiger Pflanzen und den Gästen, die hier ein- und ausgehen.

Leise Jazzmusik dringt aus der Bar und sucht sich ihren Weg durch das Gebäude, als ich die Tür öffne. Ames blickt auf und ich könnte schwören, dass seine Schultern nach unten sacken, sobald er mich erkennt.

»Belle«, begrüßt er mich lächelnd. »Bist du etwa jeden Tag hier?«

»Ab und zu habe ich frei, aber verrate es keinem. Sonst kommt mein Dad noch auf die Idee, dass ich zu wenig arbeite.«

»Dein Vater arbeitet auch hier?«

»Ihm gehört das Hotel sogar. Damian Broussard, Erbe und Leiter des Hotels Broussard.«

Ames sieht stirnrunzelnd zu dem kleinen Namensschild, das an meiner Bluse angebracht ist.

»LeBlanc ist der Nachname meiner Mom«, erkläre ich, bevor er fragen kann.

»Er passt zu dir.«

»Danke.« Ich verkneife mir die Frage, wieso er das denkt. Ich bin nicht wie meine Mom, eher das Gegenteil von ihr. Aber ich bin auch keine Broussard, bin nicht auf meine Zukunft fixiert und lebe jeden Tag mit einem Ziel vor Augen. *Eigentlich passt keiner der Namen zu mir.* Räuspernd versuche ich, den Gedanken loszuwerden, so zu tun, als wäre ich vollkommen zufrieden mit mir und allem, was ich bin.

»Kannst du mir einen Drink machen?« Ames seufzt. »Egal was, nur möglichst stark.« Sein Blick ist auf die Welt vor dem Fenster gerichtet. Kleine Lichter tanzen vorbei, hell beleuchtete Handydisplays, Uhren und Schmuck, die das warme Licht der Straßenlaternen spiegeln.

Ich schlendere zu der Bar hinüber und überlege, was am besten zu ihm passt. Mein Bruder müsste lediglich einen Blick auf ihn werfen und wüsste sofort, mit welchem Cocktail er ihn aufheitern könnte. Wyatt liegt sein Job eben. Ich hingegen orientiere mich an den Etiketten auf den Flaschen, rattere im Kopf die Beschreibungen herunter, die mein Dad auf der Getränkliste hinter der Theke für mich notiert hat, und rate.

»Anstrengender Tag?«, frage ich, während ich nach dem Bourbon greife, den Ames gestern bereits getrunken hat.

»Der anstrengendste«, gesteht er. Mit einer Hand streicht er sich die regennassen Haare aus dem Gesicht. Die Bewegung erinnert mich an den Helden aus seinem Buch, an die Szene, bei der seine Ankunft mich eben unterbrochen hat. Ob er seine Protagonisten nach seinem Körper formt? Groß, muskulöse Statur, ein ernst wirkendes Gesicht, längere Haare ...

Durch meinen Kopf zucken Bilder von Ames, wie er lediglich mit einem Kilt bekleidet durch einen Wald reitet, und ich blinzle hektisch, um den Gedanken zu vertreiben.

»War heute nicht die Release Party für dein neues Buch? Muss gut gewesen sein, wenn du so spät zurückkommst«, füge ich grinsend hinzu.

»Ich bin die letzten Stunden ziellos durch die Stadt gelaufen, irgendwann in den Regen geraten, weitergelaufen, und bloß so früh zurück, weil ich keine Ahnung hatte, wo ich war. Das Hotel war eben plötzlich da.«

Ames klingt resigniert und zur gleichen Zeit gefühlslos. Der Eindruck spiegelt sich auf seinem Gesicht wider, das wie versteinert wirkt. Besorgt stelle ich das Kristallglas mit dem Bourbon vor ihm ab und



nehme ihm gegenüber auf dem kleinen Sofa Platz. »Möchtest du mir davon erzählen?«

»Wovon?«, antwortet er kühl. »Von dieser aufgeblasenen Party, der künstlichen Begeisterung, mit der all diese fremden Menschen über ein Buch geredet haben, das sie eigentlich gar nicht interessiert? Schließlich ist es nur eine Variation von etwas Altbekanntem, nichts Neues. Man muss das Rad ja nicht neu erfinden«, seine Lippen verziehen sich zu einem verächtlichen Lächeln, »aber trotzdem ist es nicht gut genug. Es ist zu nah an dem, was ich vorher geschrieben habe, nicht individuell genug, nicht witzig genug, nicht sexy genug, nicht –«

»Hey!« Meine Stimme zittert vor unterdrückter Wut. »Was zur Hölle redest du da bitte?«

Ich habe gerade mal sein erstes Buch begonnen, doch ich weiß bereits, dass nichts davon stimmt. Ames liebt, was er tut, und ich spüre es bei jedem Wort. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es bei seinem fünften Buch anders ist.

»Das ist, was alle denken! Sie haben bloß nicht den Mumm, es mir endlich ins Gesicht zu sagen. Warte ab, in einer Woche wird genau das in den Rezensionen stehen.« Die Selbstzweifel tropfen wie Gift von seinen schön geschwungenen Lippen. »Meine Leser werden dieses beschissene Buch zerreißen, beschließen, nie wieder etwas von mir zu lesen, und sich dann denken, dass es so das Beste war, wenn sie in ein paar Jahren feststellen, dass ich nach diesem Buch nie wieder etwas geschrieben habe.«

Stirnrunzelnd greife ich über den Tisch und schiebe den Bourbon näher an Ames heran. Mein Bauchgefühl sagt mir, dass er ihn heute bitter nötig hat. Er schluckt, lässt einen Moment den Kopf hängen, dann hebt er das Glas an seine Lippen.

»Ich denke, dass man in kreativen Berufen immer auf Kritik treffen wird«, erkläre ich vorsichtig. »Ohne unterschiedliche Meinungen gäbe es keinen Bedarf an all den Geschichten da draußen. Bei historischen Liebesromanen wird es immer Punkte geben, die jedes Buch gleich

macht, doch jedes Buch wird auch etwas anders machen. Eines wird den Fokus auf politische Intrigen legen, ein anderes auf Romantik und ein drittes eben auf Sex. Es wird immer Bücher geben, die so sind wie ein anderes, aber keines davon *ist* dieses Buch. Alles ist in irgendeiner Form schon einmal da, egal, wo du suchst. Kleidung? Restaurants? Filme, Musik, Witze, Design ...«

»Das kann man nicht vergleichen. Bücher sind nicht McDonald's oder Burger King. Ich brate nicht einfach ein Patty und das war es dann. Es dauert Monate, um ein Buch zu schreiben, zu überarbeiten, Feedback von Betalesern, Lektoren und anderen Leuten aus dem Verlag einzubringen. Währenddessen hat man nonstop diese Stimme im Kopf, die nie zufrieden ist, die noch etwas anders machen möchte, die dich an die Leute erinnert, die Geld für dieses Buch ausgeben werden und die du auf keinen Fall enttäuschen möchtest. Und dann erscheint es und es war trotzdem nicht genug.« Leise lachend schüttelt er den Kopf, setzt das Glas an die Lippen und leert es in einem Zug. »Man ist nie *gut genug*, nur gut genug, um eine Chance zu bekommen, andere zu enttäuschen.«

Instinktiv greife ich nach seiner Hand und halte seine kühlen Finger zwischen meinen. Obwohl sich Ames im ersten Moment versteift, warte ich ab. Bis er tief ausatmet, seine Finger um meine schlingt und meine Hand kurz drückt. Als wollte er sich bedanken, bevor er sie loslässt.

»Was ist heute geschehen?«, frage ich sanft.

Ein Schatten huscht über sein Gesicht, bevor er mit gesenkter Stimme antwortet. »Der Verlag hat all diese Blogger, TikToker und wie sie genannt werden, eingeladen. Ich sollte ein paar Worte sagen, kurz etwas vorlesen und zum Schluss Bücher signieren. Bis dahin war alles in Ordnung, die Leute standen sogar Schlange, um ihre Bücher von mir bekritzeln zu lassen.« Er grinst verlegen. »Ich habe eine furchtbare Schrift.«

Irgendetwas an diesem Grinsen, dem winzigen Funken, der dabei in seinen abgekämpften Blick zurückkehrt, bringt mich zum Kichern.



Schrill und kindisch, als hätte ich mich nicht bereits einmal zu oft vor Ames blamiert. Peinlich berührt schlage ich eine Hand vor meinen Mund, als könnte ich das Geräusch so wieder einfangen.

Ames sieht mich mit großen Augen an. »Das klang süß.«

»Du willst bloß ablenken«, raune ich verlegen.

Sekundenlang liefern wir uns ein Blickduell, fechten aus, ob wir über sein Buch oder mein Kichern sprechen, bevor er achselzuckend aufgibt.

»Auf der Release Party hat mich eine Bloggerin angesprochen, die das Buch vorab gelesen hat«, setzt er an. »Callum, die Figur, um die es im finalen Band geht, war vorher ihr Favorit. Sie fand ihn zu unsicher, zu verletzlich, nicht heiß genug. Laut ihr hätte er ein Christian-Grey-Typ sein sollen, wie auch immer das in einem historischen Liebesroman aussehen soll.«

Ein kalter Schauer läuft über meine Haut, während ich mir die Szene vorstelle. Wie kann jemand so etwas zu ihm sagen? Auf der Party, die den Abschluss seiner Reihe zelebrieren soll? »Das ist unfassbar dreist.«

Ames fährt mit der Fingerspitze den Rand seines leeren Glas nach. »Sie hat lediglich das ausgesprochen, was ich erwartet habe. Das Buch macht genau das, was die anderen vier Bände auch getan haben.«

»Weil es der fünfte Band ist.«

»Weil ich auf der Stelle trete!« Zorn verengt seine Augen und lässt mich zurückzucken. Sofort wird sein Blick sanfter. »Es ist ... es ist komisch. Ich schaffe es nicht, mir etwas Neues einfallen zu lassen, dabei habe ich doch bei meinen bisherigen Büchern auch nur Varianten ein- und derselben Geschichte geschrieben. Wie kann das auf einmal so schwer sein?«

»Dann mach etwas anderes«, schlage ich vor, ohne nachzudenken. Es erscheint mir so simpel, eben die naheliegendste Lösung für sein Problem. Er hat das Gefühl, auf der Stelle zu treten – also braucht er Abwechslung. »Ich habe keine Ahnung von so was, aber kannst du nicht

einfach etwas Neues ausprobieren? Ein anderes Setting? Du hast fünf Bücher mit Highlandern geschrieben, wer sagt, dass du das wieder tun musst?»

»Die Leute, die meine Bücher lesen?»

»Aber du hast gesagt, dass sie unzufrieden sind. Wieso kannst du nicht ... was weiß ich ... statt *Outlander* eben *Reign* schreiben?»

»Ich ... was? *Outlander*? Das ist etwas ganz anderes. Zeitreisen gibt es bei mir nicht.«

»Weil das zu sehr Fantasy wäre? Oder ist das Sci-Fi?» Mit schiefgelegtem Kopf denke ich kurz nach. »Egal. Du könntest dich trotzdem in eine der beiden Richtungen wagen. Mehr als scheitern kannst du nicht.«

»Und dann scheitere ich und bin enttäuscht«, erwidert Ames trocken. Sein Finger fährt weiter am Glas entlang, Runde um Runde.

»Dann probierst du eben wieder genau das, was du bisher getan hast, und bist auch enttäuscht. Du steckst in einer kreativen Krise, Ames. Wenn es dir hilft, dort herauszufinden, solltest du es dann nicht zumindest versuchen? Du hast zu viel Talent, um nie wieder zu schreiben.«

Überrascht hebt er den Blick. »Hast du etwas von mir gelesen?»

»Ich bin mitten im ersten Band, an der Stelle, an der die Banditen angreifen«, gestehe ich. »Meine Schwester hat mir ihre Ausgabe geliehen. Sie liebt deine Bücher.«

Einen Moment lang mustert mich Ames, seine Augen leicht verengt, als müsste er nachdenken. Dann steht er auf und fährt kurz durch seine Haare, bevor er mir zunickt. »Danke, dass du mir zugehört hast. Ich sollte wohl besser ins Bett, schließlich muss ich auch morgen wieder meine Leserschaft enttäuschen.«

»Ames ...«

Er winkt ab. »Sorry, das sollte ein Witz werden. Ich bin einfach zu müde, angetrunken und hatte einen langen Tag.« Damit verabschiedet er sich und geht in Richtung des Aufzugs. Bevor er die Bar verlässt,



hält er kurz inne und sucht meinen Blick. Auf seinem Gesicht liegt ein Ausdruck, den ich nicht deuten kann.

»Belle?«

»Ja?«

»Lies weiter.« Ein winziges Lächeln stiehlt sich auf seine Lippen.

»Ich würde zu gerne wissen, was du zum nächsten Kapitel sagst.«



Ein nervöses Flattern breitet sich in meinem Magen aus, als ich am Sonntagabend das Broussard betrete. Ein Teil von mir will umkehren und die Idee, die mich seit Freitag verfolgt, vergessen. Doch ein anderer Teil – der, der immerzu an Ames und seinen traurigen Blick denken muss – kann das nicht.

Also durchquere ich die Lobby, winke Maven zu, die an der Rezeption gerade einen Gast eincheckt, und fahre mit dem Aufzug in den dritten Stock. Mein Puls beschleunigt sich, sobald mein Fuß den dunklen Teppich des Flurs berührt, doch ich bleibe nicht stehen. Entschlossen gehe ich auf die Tür mit der Aufschrift 304 zu, hebe die Hand, um anzuklopfen – und erstarre.

Überschreite ich eine Grenze? Sehr wahrscheinlich. Ich kenne Ames eigentlich gar nicht und er weiß garantiert, was am besten für ihn ist. Aber ... er hängt fest. So tief, dass er allein nicht mehr herauszufinden scheint. Seine Selbstzweifel sind für ihn zu einem Fakt geworden, als wäre alles, was er tut, automatisch schlecht. Und es bringt nichts, wenn man sich in diesem Gefühl vergräbt.

Mit seiner Grandma zu sprechen, würde ihm bestimmt helfen – wenn sie leben würde. Ich weiß nicht, was sie zu ihm sagen würde oder wie sie ihn von seinen Selbstzweifeln wegbringen könnte. Ich weiß bloß, dass Ames eine Pause braucht. Weg von seinem Kopf, seinen vergeblichen Schreibversuchen und den Gedanken an die



Messe, die ihn belastet hat. Und das ist etwas, wobei ich ihm helfen kann. Ich habe zwar keine Ahnung, wie es sich anfühlt, seinen Traum zu leben und dann doch noch zu scheitern, aber ich kenne es, wenn man sich selbst infrage stellt, sich ständig mit anderen vergleicht. Ich habe irgendwann gelernt, nicht darin stecken zu bleiben, und das ist, was ich Ames bieten kann: eine Hand, um wieder auf die Füße zu kommen, bevor er untergeht.

Erst zaghaft, dann mit Nachdruck, klopfe ich an. Es dauert einen Moment, bis sich die Tür einen Spaltbreit öffnet.

»Belle?« Sichtlich verwirrt sieht mich Ames an. »Was machst du hier?«

Ich hole tief Luft und zwingen ein entschlossenes Lächeln auf meine Lippen, das mein flatterndes Herz nicht fühlt. »Du reist morgen ab. Das ist deine letzte Nacht in New Orleans.«

»Ja?«, hakt er gedehnt nach.

»Seit du angekommen bist, hat sich alles um dein neues Buch und deine Karriere gedreht. Ich finde, du solltest dir zumindest einen Abend für dich nehmen. Ohne Bücher, ohne Schreiben, ohne Zukunftssorgen. Einfach den Kopf freibekommen und die Stadt genießen. Du und ich, als Wiedergutmachung für meinen nächtlichen Überfall.« Unsicher versuche ich, den Ausdruck auf seinem Gesicht zu deuten. »Was hältst du davon?«

Er legt den Kopf schief und öffnet die Tür weiter, sodass ich in das spärlich beleuchtete Zimmer sehen kann. Das Bett ist unordentlich, als hätte er bereits geschlafen. »Eigentlich wollte ich noch etwas schreiben ...«

»Nur zwei Stunden«, bitte ich. »Mehr will ich nicht. Zwei Stunden, in denen wir beide unseren freien Abend genießen, dann bringe ich dich zurück ins Hotel und du kannst tun, was du willst.«

»Unseren freien Abend?« Amüsiert sieht er mich an, dann macht er einen Schritt nach hinten. »Komm rein, ich muss mich kurz umziehen. Und vielleicht duschen«, fügt er mit einem verdammt süßen Naserümpfen hinzu.

Ich versichere ihm, dass er sich ruhig Zeit lassen kann, bevor er mit einem Stapel frischer Klamotten in dem kleinen Bad verschwindet. Im Raum ist es ohne Ames beängstigend still. Von draußen dringen die Klänge der nächtlichen Bourbon Street an mein Ohr; zu einem Rauschen verwaschene Stimmen, dumpfes Trommeln und irgend-ein Beat, der so leise ist, dass es auch mein eigener Herzschlag sein könnte. Aus dem Bad kommt das Prasseln von Wasser hinzu, als die Dusche angeht.

Eine Erinnerung huscht durch meine Gedanken, ein schlecht ausgeleuchtetes Zimmer, ein verschlafener Ames, der mit nacktem Oberkörper im Bett liegt. Dann verändert sich die Umgebung, bringt Bäume und Grün ein, während Ames zu einem Schwert schwingenden Helden mit nassen Haaren wird. Fast so, wie er die Szene in seinem Buch beschrieben hat, in der sich die Protagonisten nach dem Angriff der Banditen voller Leidenschaft in die Arme fallen.

Blinzelnd wende ich dem Bad den Rücken zu und lasse den Blick durch das Zimmer schweifen. Auf dem Schreibtisch haben sich zerknüllte Papierbälle angesammelt, während in der Mitte rund um Ames' Laptop Ordnung herrscht. Von dem hell erleuchteten Bildschirm strahlt mir ein weißes Dokument entgegen. Wenn er heute gearbeitet hat, muss er eben erst angefangen haben.

Oder er hat alles wieder gelöscht.

Es dauert nicht lange, bis Ames mit feuchten Haaren, grauen Stoffhosen und einem weißen Hemd, dessen oberste Knöpfe er offen gelassen hat, zurückkommt. Seine Hände fahren über seine Hosentaschen, scheinen zu überprüfen, ob er alles eingesteckt hat. Dann wandert sein Blick zurück zu mir. Langsam gleitet er von meinem Gesicht nach unten, bis er an dem kurzen Sommerkleid hängen bleibt, das mit seinem bunten Muster und engem Schnitt einen krassen Kontrast zu den weiten Hosen und locker geschnittenen Blusen bilden muss, wie ich sie sonst im Broussard trage. Ich könnte schwören, dass seine Wangen rot werden, bevor er sich abrupt abwendet.



»Hast du was Bestimmtes vor? Muss ich irgendetwas mitnehmen?«

»Ich habe vor allem vor, dich ein wenig abzulenken. Wie genau wir das anstellen, finden wir unterwegs heraus.«

Gemeinsam verlassen wir das Zimmer und fahren mit dem Aufzug nach unten in die Lobby. Maven winkt uns grinsend zu, als wir an der Rezeption vorbei nach draußen gehen. Sobald wir die Türen des Broussards hinter uns lassen, schlägt uns die schwüle Wärme der Nacht entgegen. Menschen strömen durch die Straße, nehmen sie ganz für sich ein. Aus allen Richtungen dringt Musik zu uns. Der leise Klang einer Brass-Band, das Trommeln von Straßenmusikern, die umgedrehte Plastikeimer als Instrumente verwenden, und die entfernte Melodie eines Popsongs. Entlang der Straße stehen die Türen und Fenster der Lokale offen, erleuchten Neonschilder die Dunkelheit, während sich die Menschen in kleinen Gruppen am Straßenrand und auf den Bürgersteigen sammeln. Zögerlich greife ich nach Ames' Arm und halte ihn fest, um ihn in dem Treiben nicht zu verlieren, bevor ich mich nach rechts richte. Tiefer hinein in das French Quarter.

»Wie können sich die Leute bei all den Eindrücken auf irgendetwas konzentrieren? Ich weiß gar nicht, wo ich hinhören soll«, sagt Ames, seinen Mund nah an meinem Ohr, damit ich ihn verstehen kann.

Lachend halte ich an, um einem Auto Platz zu machen, das an einer Kreuzung die belebte Straße überquert. »Man gewöhnt sich daran. Und es ist nur für ein paar Blocks so viel los, dann wird es ruhiger.«

Ein paar Minuten lang lassen wir uns treiben, beobachten die Passanten und werfen einen Blick in die Bars, an denen wir vorbeikommen. Ames beschließt, einen der Daiquiris zu probieren, die in weißen Styroporbechern zum Mitnehmen serviert werden und die jeder um uns herum zu trinken scheint. Mit seinem Becher in einer Hand, die andere in der Hosentasche, damit ich mich an seinem Arm festhalten kann, folgen wir dem Strom. Über uns feiern Menschen

auf dem Balkon einer anderen Bar, grölen den Text zu *Cupid Shuffle* mit, während auf der anderen Straßenseite *Smoke on the Water* aus den offenen Türen eines Restaurants dröhnt. Das Innere der Häuser ist in rotes, blaues und grünes Licht getaucht, das die Gesichter der feiernden Masse in ein Meer aus Farben verwandelt. Ames lacht leise, als wir an einem alten Mann vorbeikommen, der ein Schild mit der Aufschrift »Huge Ass Beer« in die Luft streckt.

In stillem Einvernehmen verweilen wir bei einer Straßenmusikerin, die mit rauchiger Stimme einen Song von Bruno Mars covert. Eine Handvoll Passanten haben neben ihr einen Kreis gebildet und tanzen zu der von einem Gitarristen begleiteten Performance. An einem anderen Tag wäre ich Teil dieser Gruppe, würde der Musik mit meinem Körper folgen und für einen Augenblick alles andere vergessen. Doch heute ist Ames an meiner Seite, der das Geschehen mit leuchtenden Augen verfolgt, und alles, worauf ich Lust habe, ist genau das hier. Das Spiel der Emotionen auf seinem Gesicht ist anziehender als all die Musik um uns herum.

Es dauert nicht lange, bis es ruhiger wird. Die Menschenmasse lichtet sich und die Bars werden seltener. Neonlichter werden von Kerzenschein und Laternen vertrieben und statt Menschen stehen Autos am Straßenrand. Man fühlt sich nicht mehr beobachtet, verschwindet fast in der spärlich beleuchteten Umgebung. Über den niedrigen Häusern ist der Himmel in ein dunkles Grau getaucht, nie ganz schwarz, nicht über der Stadt. In gemächlicher Eintracht laufen wir unter schmiedeeisernen Balkonen entlang und mustern die Menschen, die uns entgegenkommen. Ames' Wangen sind gerötet, vielleicht wegen des Daiquiris, an dem er immer wieder nippt, vielleicht aber auch wegen der Hitze, die selbst nach Sonnenuntergang noch feucht auf der Haut kleben bleibt.

»Ich hätte nicht gedacht, dass das French Quarter so ruhig sein kann.« Seine warme Stimme übertönt die sanfte Musik in unserem Rücken. »Am Hotel kommen viele Leute vorbei, trotzdem ist es dort



nicht laut. Sobald man aber die Straße etwas weiter nach unten geht, wechselt gefühlt alle drei Schritte die Musik. In einer Bar spielt eine Liveband, in einer anderen läuft Rap, woanders Jazz. Dazwischen all die Menschen, die die Straße bevölkern, laufen oder stehen bleiben. Es ist *laut*. Hier hingegen ... wie in einer anderen Welt. Bist du sicher, dass wir noch in der Bourbon Street sind?»

Grinsend tätschle ich seinen Arm. »Ja, wir sind noch nicht mal am Ende. Die Bars und das Nachtleben sind auf ein paar Blocks konzentriert, danach siehst du die andere Seite des French Quarters. Nicht bloß Party und Musik, sondern eben auch ... *das*.« Mit einer allumfassenden Geste deute ich auf die beinahe verlassen wirkende Straße vor uns.

Ames betrachtet die kreolischen Cottages und Stadthäuser, die der Straße ihren Charme verleihen. Balkone wechseln sich mit einstöckigen Bauten ab, zeigen die Geschichte der Stadt, die französischen und spanischen Einflüsse, älter und neuer.

Einer Eingebung folgend wende ich mich nach rechts, in Richtung des Mississippi. »Gerade laufen wir in Richtung der St. Louis Cathedral. Dahinter kommen der Jackson Square und Washington Artillery Park, von dem aus man den besten Blick auf die Kirche und den Fluss hat.«

»Ich dachte, wir würden unsere zwei Stunden Freizeit nutzen, um uns zu betrinken. Stattdessen bekomme ich eine kostenlose Tour.«

»Zum legalen Betrinken bin ich zu jung«, erwidere ich achselzuckend. »Also musst du dich mit etwas Sightseeing zufriedengeben. Viel weiß ich nicht, nur das, was mir meine Freundin Maven in den letzten Jahren eingetrichtert hat. Sie gibt professionelle Touren.«

»Maven«, wiederholt er langsam, als müsste er den Namen etwas auf sich wirken lassen, »gibt sie nur Touren oder arbeitet sie zufällig auch im Hotel?»

Überrascht sehe ich ihn an. »Bis ihre Touren bekannter sind und sie damit mehr verdient, macht sie beides.«

»Lass mich raten – ihre Haare sind lavendelfarben.«

»Was hat sie getan?« Wie ich Maven kenne, muss es denkwürdig gewesen sein. Was nicht immer gut ist.

Er lacht leise. »Oh, sie stand an der Rezeption, als ich heute von der Messe zurückkam. Hat mich angestarrt, eine Hand gehoben, damit ich stehen bleibe, und ist kurz verschwunden. Willst du raten, mit was sie zurückkam?«

Ich schüttle den Kopf, bevor ich geschlagen nicke.

»Meinem Buch. Aufgeschlagen bei einer der intimen Szenen. Und dann wollte sie, dass ich das Kapitel unterschreibe. Sie hat mir einen Stift in die Hand gedrückt, auf die Kapitelzierde gezeigt und ›Genau da‹ gesagt.«

Das Bild, das Ames mit seinen Worten in meinem Kopf erzeugt, lässt mich auflachen. »Maven sagt, was sie denkt, und handelt, anstatt abzuwarten. Sie ist fasziniert von allem Übernatürlichen, Gruseligen und Außergewöhnlichen. Da zählst du als Autor offenbar dazu. Aber auch die Geschichte des French Quarters, darüber könnte sie stundenlang reden. Das da«, ich deute auf die graue Hauswand mit den großen Fenstern rechts von uns, »ist das Bourbon Orleans Hotel. Es soll einer der am meisten heimgesuchten Orte in ganz New Orleans sein – und es ist eines von Mavens Lieblingsgebäuden hier.«

Ames' Blick gleitet über das Gebäude, das mit der schlichten Fassade und den weiß-grauen Tönen so unscheinbar wirkt, dass man es fast übersehen könnte.

»Zuerst war es ein Theater, das war vor über zweihundert Jahren.« Ich versuche, mich an die Details zu erinnern, die Maven erwähnt hat. »Danach wurden dort verwundete Soldaten untergebracht. Jahrzehnte später wurde es schließlich von Nonnen gekauft und zu einem Konvent umgewandelt. Während dieser Zeit gab es auch ein Waisenhaus und eine Schule auf dem Gelände. Und dann, vor etwa sechzig Jahren, wurde es schließlich zu einem Hotel. Viele der Gäste berichten von merkwürdigen Geräuschen oder sahen Geister. Ein Soldat, eine



Tänzerin, Kinder aus dem Waisenhaus, die mit Murmeln spielen, oder die Nonnen, die hier einst lebten. Es gibt so viele Geschichten, die in diesem Gebäude versteckt sind. Man muss bloß ein Zimmer buchen, um sie zu erleben. Oder um eine schlaflose Nacht zu verbringen, während die Geister ihr Unwesen treiben.«

»Menschen übernachten in diesem Hotel, obwohl es heimgesucht ist?«, fragt Ames. »Normalerweise würde ich erwarten, dass man, na ja, ein Hotel bucht, in dem man tatsächlich in Ruhe schlafen kann.«

Kopfschüttelnd sehe ich ihn an, während wir einer Frau mit einem Rollwagen voller Souvenirartikel Platz machen. »New Orleans ist mehr als die Bourbon Street, mehr als bloß Jazz, Gumbo oder Katrina.«

»Belle –«

»Die Stadt ist reich an Geschichte und dazu gehören eben auch heimgesuchte Orte.« In der WG ist das ein Dauerthema. Besonders Maven lebt für unsere Heimatstadt und all die neuen Geheimnisse, die man selbst heute noch entdecken kann. Die vergessenen Geschichten New Orleans inspirieren mich seit Jahren und finden sich in zahlreichen meiner Skizzen und Comicstrips wieder. NOLA so oberflächlich zu betrachten, geht gegen unsere Natur. »Innerhalb der ersten hundert Jahre gehörte New Orleans zuerst Frankreich, dann Spanien, dann den Vereinigten Staaten«, erkläre ich. »In der Zeit gab es zwei Brände, die Hunderte Gebäude vernichteten. Versklavte Menschen, Soldaten aus dem Bürgerkrieg, Einwanderer aus Kanada, Deutschland, Irland oder Italien – man kann sich kaum vorstellen, was für Lebensgeschichten diese Stadt gesehen hat.«

»Belle«, wiederholt Ames sanft. »Das meinte ich nicht. Ich verstehe, dass man sich für die Menschen interessiert, die diese Stadt zu dem gemacht haben, was sie ist. Aber freiwillig in einem Hotel schlafen, in dem es spukt?«

Mit schiefgelegtem Kopf mustere ich ihn. »Du wirst hier erstaunlich viele Menschen treffen, die behaupten, schon einmal einem Geist

begegnet zu sein. Die meisten Touristen wollen etwas erleben und für manche gehören Geister, Vampire und Friedhöfe eben dazu.«

»Friedhöfe?« Sein Ton ist nicht sonderlich begeistert.

»Das Grab von Marie Laveau ist das zweitmeistbesuchte Grab in den USA. Direkt hinter Graceland«, füge ich hinzu, stolz, dass Mavens Wissen so auf mich abgefärbt hat. »Ich hätte irgendwie gedacht, dass du dich mehr für die Vampire interessieren würdest.«

»Ich komme sehr gut ohne Märchen von blutsaugenden, knoblauchhassenden Nachtwandlern zurecht.«

Achselzuckend ziehe ich ihn weiter, weg von der Royal Street und näher an unser Ziel. Die Gebäude sind gepflegt, aber alt und haben schmiedeeiserne Balkone. Glatte Fassaden wechseln sich mit Backstein ab, doch die Straße ist überall löchrig und uneben. Stimmen, Lichter und Musik kommen uns vom nahe gelegenen Jackson Square entgegen.

Ames nimmt einen Schluck seines Daiquiris und fügt der Geräuschkulisse das Schlürfen aus seinem fast leeren Becher hinzu. »Ich könnte noch einen davon trinken«, murmelt er. »So entspannt war ich ewig nicht mehr.«

Lächelnd verringere ich den Abstand zwischen uns, meine Hand in seiner Armbeuge. Mein Plan geht auf, er schaltet ab. Statt sich auf seine Schreibblockade zu fokussieren, genießt er seinen freien Abend.

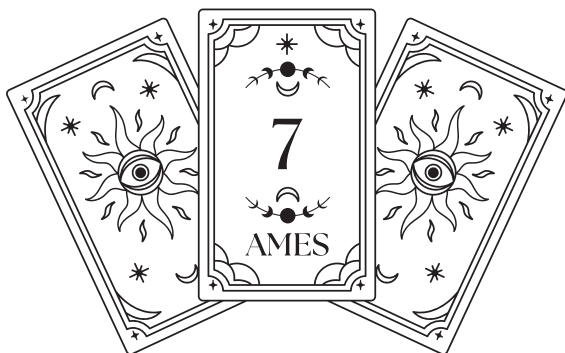
Meine Füße beschleunigen, lotsen uns schneller auf unser Ziel zu, vorbei an dem alten Museum, das Ausstellungen zu Mardi Gras und Hurrikan Katrina beherbergt, direkt zum Jackson Square mit der bekannten Andrew-Jackson-Statue im Herzen. Auf alten Holzbänken und in Grüppchen versammeln sich am Rand des Platzes Menschen verschiedenen Alters. Straßenmusiker füllen die Nacht mit Posaunen, Saxofonen und rauchigen Stimmen. Künstler nutzen den schmiedeeisernen Zaun, der den Park umgibt, um ihre Kunstwerke zu präsentieren. Manche bieten ihre Dienste an, legen Karten oder lesen aus Handflächen.



Ames betrachtet die Umgebung, verharrt mit seinem Blick einen Moment lang an der weißen Fassade der St. Louis Cathedral, bevor er sich endgültig dem Treiben vor uns zuwendet. Mein Blick hingegen hängt an ihm und den kleinen Falten, die sein Lächeln um seine Augen bildet. Es ist das erste Mal, dass Ames frei wirkt. Ohne Traurigkeit, ohne die Last seiner Sorgen ... einfach nur frei.

Neugierig macht er einen Schritt nach vorn. Meine Hand rutscht von seinem Arm und ich bleibe stehen, um ihn diesen Moment allein erleben zu lassen. Obwohl keine Gefahr besteht, dass wir uns verlieren, greift Ames nach meiner Hand, seine Aufmerksamkeit auf einen Saxofonspieler vor uns gerichtet. Langsam verschränkt er seine Finger mit meinen und lässt seinen Daumen sanfte Kreise über meinen Handrücken drehen, als wäre es Routine für uns. Als wäre es normal, dass bereits diese kleine Berührung einen feinen Schauer über meine Haut jagt.

Ames Farrow ist nicht für mich, ist nur kurz in meinem Leben, bevor er wieder verschwindet. Ein Abend, einmal abschalten, mehr geschieht hier nicht. Auch wenn die Schmetterlinge in meinem Bauch etwas anderes sagen.



Verstohlen betrachte ich Belles Hand in meiner. Ihre Finger sind so viel filigraner als meine, nicht so kurz und gestaucht. Ihre Nägel sind zu perfekten Halbmonden gefeilt und mit einem milchigen Pastelllila mit goldenen Sternen und Monden verziert. Wäre sie ein Charakter in einem meiner Bücher, ich hätte genau dieses Design für sie gewählt. Crescent City, in die Seele der Einwohner übergegangen.

Bloß spielen deine Bücher vor Hunderten von Jahren und Nagellack gab es nicht, rüge ich mich selbst. Meine Charaktere haben Blut und Dreck unter ihren Fingernägeln.

»Alles okay?«, fragt Belle, vermutlich, weil ich zu lange nichts mehr gesagt habe.

»Deine Nägel sind hübsch«, erkläre ich verlegen. »Passen zur Stadt.«

Ein Strahlen gleitet über ihr Gesicht und lässt ihre großen Augen im Schein der Straßenbeleuchtung glitzern. »Die hat meine Schwester gemacht. Ich weiß nicht, ob du ihr schon begegnet bist, sie arbeitet auch im Hotel. Etwa meine Größe, braune Haare mit blonden Highlights, weiß?«

»Ich glaube nicht ...«

Konzentriert versuche ich, mich an die Menschen zu erinnern, die mir in den letzten Tagen im Hotel aufgefallen sind. Bisher waren das vor allem Belle und ihre Freundin Maven, die mir durch ihre auffällige Haarfarbe im Gedächtnis geblieben ist. Und durch ihre unverblühte



Art. Dank ihr habe ich zum ersten Mal eine meiner Sexszenen signiert, was definitiv etwas ist, woran ich mich noch eine Weile erinnern werde.

Wir bleiben stehen, um eine Künstlerin zu beobachten, die Porträts zeichnet. Zentimeter für Zentimeter rückt Belle näher an mich heran, ich näher an sie, bis wir Arm an Arm stehen. Nackte Haut an nackter Haut, wo ich mein Leinenhemd hochgekrempelt habe. Es fühlt sich wie ein Privileg an, dass Belle für diesen Abend ein Kleid angezogen hat. Als würde sie mir vertrauen. Aber das ist lächerlich, sie ist bloß eine junge Frau, die einen Abend in der Stadt verbringt. Das hier ist nicht ihre Arbeit, keine Schicht in dem Hotel, in dem sie sich vor den Gedanken der Gäste verstecken will.

Nach einer Weile gehen wir weiter, lauschen den Musikern, während wir langsam dem Strom folgen. Es gibt so viel zu sehen: so viele Menschen, die imposante Kirche, deren weiße Fassade sich von Strahlern erhellt von dem grauen Nachthimmel abhebt, Gemälde, Zeichnungen und andere Kunstwerke, die den Zaun rund um die Grünanlage des Jackson Squares verdecken. An einer Ecke hat jemand einen niedrigen Tisch mit einer schwarzen Samtdecke aufgestellt. Bunte Karten sind darauf ausgebreitet, über denen die faltigen Hände einer alten Frau schweben. Ihre Haut ist so dunkel, dass sie sich im Schein der Straßenlaternen mit den Farben der Decke vermischt und die Karten hervorhebt. Die kunstvollen Illustrationen sind mit feinen Goldlinien verziert, die einen hochwertigen Eindruck machen.

Von der Szene angezogen, trete ich näher und ziehe Belle mit mir. Auf dem Weg zu dem Tisch entsorge ich meinen mittlerweile leeren Becher. Den Daiquiri spüre ich kaum, dafür aber die Erleichterung, die er mit sich gebracht hat. Es tut erstaunlich gut, aus meinem Trott auszubrechen, den Abend mal nicht vor meinem Laptop zu verbringen und Wörter zu tippen, um sie kurz darauf zu löschen.

Die alte Frau deckt Karten auf, während sie leise etwas zu dem Mann sagt, der ihr auf der anderen Seite des Tisches gegenüber sitzt. Belles

Schritte werden zögerlicher, als wir näher kommen und der Mann sich mit einem Nicken erhebt. Offensichtlich ist seine Sitzung beendet.

»Lass uns weitergehen«, raunt sie mir zu.

Unsicher sehe ich sie an. »Ich will bloß einen Blick auf die Karten werfen, dann können wir gehen.«

»Sie wird versuchen, dich abzuziehen, sobald du Interesse zeigst.«

Sie flüstert die Worte fast, doch die alte Frau hört genug, um Belle tadelnd anzusehen. »Junge Dame, es ist nicht sehr nett, Fremde zu verurteilen.«

»Sie haben einen Tisch auf dem Jackson Square, um Touristen die Karten zu lesen. Jeder weiß, dass so etwas nicht seriös ist.«

Belle versucht, mich zur Seite zu ziehen, doch mein Interesse ist geweckt. Ich will diese Karten sehen, einfach, weil mein Bauchgefühl es sagt. Vielleicht ist es auch der Daiquiri, der mich zu einem Abenteuer anstachelt. Obwohl ich dafür Belles Hand loslassen muss, gehe ich näher, bis ich direkt vor dem Tisch stehe.

»Sind Sie jeden Tag hier?«, frage ich. Die Frau sammelt gerade die Karten in einem Stapel, den sie mit geübten Bewegungen mischt.

»Oft genug, um keiner der Pfuscher zu sein.«

Hinter mir ist ein Lachen zu hören, das sofort in ein Räuspern übergeht. Ich werfe einen Blick über meine Schulter zu Belle, die mich hinter vor den Mund gehaltener Hand angrinst. »Wenn uns das versichern soll, dass Sie wirklich etwas vom Kartenlegen verstehen, machen Sie einen schlechten Job«, sagt sie.

»Ich muss niemanden überzeugen, wenn ich es leicht beweisen kann. Nimm Platz«, fordert die Frau mich auf. Ihre Haut liegt in tiefen Falten, die von Jahrzehnten des Lebens sprechen. Es ist ihr Alter, das mir das Gefühl gibt, ihr vertrauen zu können. Sie ist bloß eine alte Dame, die abends an einem belebten Platz sitzt und wie so viele andere ihre Fähigkeiten präsentiert.

Belle raunt warnend meinen Namen, doch ich habe meine Entscheidung bereits getroffen. »Was kostet es mich, wenn ich mich setze?«



»Setz dich und lass uns einen Blick in die Karten werfen, dann kannst du entscheiden, was dir meine Dienste wert waren. Anders als die ganzen falschen Wahrsager«, sie wirft Belle einen pointierten Blick zu, »lege ich Karten, um anderen bei ihren Problemen weiterzuhelfen. Meistens sind die Leute glücklich, einen Schubs in die richtige Richtung zu bekommen, und bezahlen mich entsprechend. Ich bin also nicht auf horrende Preise angewiesen.«

Achselzuckend ziehe ich den Klappstuhl zurück, der für die Kunden gedacht ist, und nehme Platz. In meinem Rücken kann ich förmlich Belles Abneigung spüren. »Was jetzt?«

Die dunklen Augen der Frau nehmen mich unter die Lupe, scheinen jedes Haar, jedes Muttermal, jeden Fleck meiner Haut zu betrachten. »Zuerst muss ich wissen, wer du bist.«

»Ames.« Meine Stimme klingt rau und ich räuspere mich, bevor ich hinzufüge: »Farrow. Mein Name ist Ames Farrow.«

»Gut, Ames Farrow. Mein Name ist Margerie. Wir werden diese Symbolkarten nutzen«, sie deutet auf den prachtvollen Stapel, der mich angezogen hat, »und daraus drei Karten ziehen. Ich mische, du ziehst und legst sie von links nach rechts ab.«

Ich nicke und warte, bis Margerie die Karten gemischt und in einem Fächer vor mir ausgebreitet hat. Fragend sehe ich sie an, unsicher, wo ich anfangen soll. Da sie nichts sagt, greife ich nach der äußersten Karte. Bevor ich sie umdrehen kann, legt Margerie eine Hand auf meine und hält mich auf.

»Bevor du sie umdrehst, musst du nachdenken. Was möchtest du wissen? In welcher Situation bist du, welche Antwort suchst du?«

Ich brauche nicht in mich zu gehen. Fast muss ich lachen, weil es so leicht ist. Was ich wissen möchte? Ganz leicht: Wie schaffe ich es, ein neues Buch zu schreiben? Wie kann ich aus meiner Krise herausfinden, um meine Karriere zu retten, bevor sie in der Vergessenheit versinkt?

Ich atme tief ein, bevor ich die Karte umdrehe. Sie liegt schwer in meiner Hand, zeugt von hervorragender Qualität. Ein weiterer

Beweis, dass Margerie nicht zu denen gehört, die schnelles Geld an den Touristen verdienen wollen.

Die schwarze Rückseite mit den zarten Goldverzierungen verschwindet und wird von der bunten Illustration auf der Vorderseite verdrängt. Ein Turm, der durch einen mächtigen Blitz in Brand gesetzt wird. Eine dunkle Gestalt stürzt aus einem Fenster, wird dabei von kleinen Zungen des sich ausbreitenden Feuers verfolgt.

»*Der Turm*«, sagt Margerie. »Er steht für deine Vergangenheit. Zieh die zweite Karte. Sie ist für die Gegenwart.«

Dieses Mal zögere ich. Das Bild, das mir von der aufgedeckten Karte entgegentritt, ist furchteinflößend. Flammen, Blitz, eine stürzende Person. Wenn das meine Vergangenheit darstellen soll, die so sicher und zielgerichtet war, wie soll dann meine Gegenwart aussehen? Elend, Tod und Verzweiflung?

Beinahe ehrfürchtig ziehe ich die nächste Karte. Als würde ich ein Pflaster abreißen, drehe ich sie sofort um und lege sie auf dem Tisch ab.

»*Das Rad des Schicksals*. Interessant.«

Erleichtert betrachte ich die Illustration. Ein Rad, auf dessen Speichen mir unbekannte Symbole stehen, stellt den Mittelpunkt dar. Auf dem Rad sitzt eine Sphinx, außerdem erkenne ich im Hintergrund Schlangen, geflügelte Wesen und etwas, das aussieht wie ein Dämon. Anders als die Turm-Karte empfinde ich den Anblick jedoch nicht als besorgniserregend.

»Zieh die letzte Karte und wage einen Blick in deine Zukunft, Ames Farrow«, sagt Margerie mit feierlicher Stimme. Belle murmelt hinter mir etwas, das wie »Lass die verdammte Show« klingt, und bringt mich damit zum Lächeln.

Die letzte Karte zeigt einen alten Mann auf einem Thron. Das Zepter und der Stab, die er in den Händen hält, lassen ihn wie einen Kaiser wirken.

»*Der Herrscher*. Wirklich interessant«, murmelt Margerie.



»Soll das bedeuten, dass ich demnächst zum König irgendeines unbekannten Landes ernannt werde? *Plötzlich Prinzessin*-mäÙig oder so?«

Kopfschüttelnd deutet sie auf die erste Karte. *Der Turm*. »Bei diesem System stehen die Karten für die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dabei geht es um deine konkrete Frage. Ich werde die Bedeutung der Karten erklären und bitte dich, Ames, dabei in dich zu gehen. Die Erkenntnis, die du suchst, liegt nicht in den Karten, sondern in dir selbst. Die Karten können keine explizite Antwort geben. Sie öffnen lediglich einen Zugang zu deinem Inneren, um dir bei deiner Suche zu helfen. Daher ist deine Reaktion auf die Karten genauso wichtig wie die Deutung der Karten selbst.«

Ich nicke und betrachte die kunstvoll illustrierten Karten vor mir. Sie sind groß, das Papier dick. Dennoch sind es nur Karten. Natürlich können sie meine Fragen nicht beantworten.

»*Der Turm* liegt an erster Stelle. Er symbolisiert Unbestimmtes, Unechtes, das Gefangensein in Gewohnheiten. Man ist erstarrt, festgefahren in Plänen, die vielleicht sicher schienen, es aber nicht sind, denn alles, was stagniert, gerät irgendwann in eine Schieflage, bis es zum Fall kommen kann. Spürst du bei dieser Karte Verzweiflung? Sinnlosigkeit?«

Ich muss schlucken, während Margerie Wort für Wort ins Schwarze trifft. »Diese Karte soll meine Vergangenheit sein?« Es soll wie ein Witz klingen, doch meine Stimme bebt vor Anspannung.

»Sie liegt an erster Stelle«, erwidert sie ruhig. »An zweiter Stelle, in der Gegenwart, haben wir das Schicksalsrad. Diese Karte spricht für das Ende einer Lebenssituation, auch von Instabilität. Man ist im stetigen Wandel, was in einer festgefahrenen Lage durchaus für Verzweiflung sorgen kann. Hier sehe ich einen Wendepunkt, einen Neubeginn, denn die Karte steht auch dafür, dass man weder die Vergangenheit noch die Zukunft verändern kann – man muss das Beste aus seiner Situation machen.« Der Blick der alten Frau ist unverwandt auf mein Gesicht gerichtet. Es fühlt sich an, als würde sie jede Regung darauf genau verfolgen.

»Die Verzweiflung, die wir in deiner Vergangenheit sehen, kann auch in deiner Gegenwart liegen, doch das Schicksalsrad kündigt einen Umbruch an und zeigt, dass Hoffnung besteht. Vielleicht stehst du kurz vor einem Durchbruch, den du nicht sehen kannst, weil du von deiner Resignation gelähmt wirst.«

Konzentriert mustere ich die mittlere Karte. Den Turm fand ich furchteinflößend, das Rad löst bei mir jedoch nichts aus. Vielmehr fühle ich mich ... ruhig. Gelassen. Als hätte ich die Vergangenheit und meine neue Situation – die Schreibblockade, die vergeblichen Versuche, etwas aufs Papier zu bringen – akzeptiert.

Hat Margerie recht? Habe ich aufgegeben?

Ich versuche es jeden Tag, doch insgeheim betrachte ich mein Versagen bereits als Fakt und nicht mehr als Möglichkeit. Früher habe ich versucht, habe geschrieben, egal, ob ich es gut fand oder nicht. Die Hauptsache war, etwas geschaffen zu haben. Überarbeiten kann man immer, nur braucht man dafür irgendetwas, das man überarbeiten kann. Mittlerweile lösche ich. Lösche und lösche, bis die Worte, Ideen und jeder Funken Hoffnung verschwunden sind.

»Denk an deine Frage«, sagt sie leise. »Versinke nicht in der Vergangenheit, erinnere dich an die Gegenwart und stelle dich der Zukunft.« Ihr runzeliger Finger tippt dreimal auf die letzte Karte.

Der Herrscher, hat Margerie gesagt. Der Mann auf dem Thron, der aussieht, als hätte er gewonnen. Er wirkt mächtig, nicht wie jemand, der versagt.

Soll das wirklich meine Zukunft sein?

»Die Karten ermöglichen einen Blick in die Seelenwelt. *Der Herrscher* steht für Stärke, für Selbstbewusstsein und Stabilität. Er fordert dazu auf, das Beste aus dem Leben zu machen und das persönliche Potenzial auszuschöpfen. Die Kombination mit den anderen beiden Karten ist interessant, da *Der Turm*, deine Vergangenheit, instabil ist. Zwischen dem Turm und dem Herrscher liegt deine Gegenwart – das Schicksalsrad, welches für Chancen steht.«



Ich runzle die Stirn. Das ist keine Antwort auf meine Frage.

Wie kann ich aus meiner Krise herausfinden? Das Wie erfordert eine konkrete Antwort, die mir diese Karten nicht geben können. *Der Herrscher* ist respekt einflößend, scheint so voller Macht zu sein und einen Punkt im Leben erreicht zu haben, von dem ich nur träumen kann. Natürlich will ich das. Ich will so jemand sein, stark und stabil in dem, was ich tue. Doch in meiner aktuellen Lage kann ich nicht das Beste aus der Situation machen, da ich nichts habe.

Die letzte Karte ergibt keinen Sinn.

Margerie räuspert sich. »Ich sehe, dass deine Zukunft dir Sorgen bereitet. Denk daran, dass es sich um die Zukunft handelt. Sie ist noch nicht eingetreten, stattdessen bist du hier.« Mit dem Zeigefinger deutet sie auf die mittlere Karte. »Das ist deine Gegenwart. Du musst herausfinden, wie du von hier«, ihr Finger gleitet nach rechts, streicht über das dicke Papier, auf dem der Herrscher abgebildet ist, »zu dem hier kommst.«

»Und wie tue ich das?«

Es scheint lächerlich, eine Wildfremde um Rat zu bitten, die Passanten mit bunten Karten etwas über ihr Leben verraten will. Doch hier bin ich und tue genau das.

»Das ist nicht die Frage, das tust du einfach, indem du jeden Tag dein Leben lebst. Unser Weg findet uns von selbst, solange wir uns nicht selbst im Weg stehen«, erwidert Margerie bedächtig. »Manchmal haben wir Schwierigkeiten, unser Potenzial, einen Wandel oder Chancen zu sehen, weil wir zu sehr an unserer Vergangenheit festhalten. Wir versuchen, unser Morgen wie unser Gestern zu gestalten, ohne zu bemerken, dass sie durch das Heute unwiderruflich getrennt wurden. Ich kann dir nur einen Rat geben, Ames Farrow.«

Belle seufzt kaum hörbar, bevor sie eine Hand auf meine Schulter legt. Die Wärme ihrer Haut dringt durch mein Hemd und obwohl die Nacht zu schwül ist, ist das Gefühl angenehm. Ich drehe den Kopf, um sie anzusehen. Besorgt erwidert sie meinen Blick, also lege ich

eine Hand auf ihre und drücke sie kurz, um ihr zu zeigen, dass alles in Ordnung ist.

»Die Antworten, die du suchst«, fährt Margerie fort, »liegen genau hier.«

Verwirrt wende ich mich wieder der alten Frau zu, um herauszufinden, was sie mit *hier* meint. Ihre Hand schwebt über dem Tisch, deutet grob nach vorn. Auf ... mich?

Ich versuche, die genaue Richtung auszumachen, folge der Linie, die ihre Hand in die Luft malt, mit meinen Augen, bis ich den Kopf senken muss. Wie von selbst gleitet die Hand, die auf meiner Schulter Belles Hand festhält, nach unten, direkt zu der Stelle, unter der in wilden Schlägen mein Herz pocht.

»Soll das heißen, dass die Antworten in meinem *Herzen* sind?«, frage ich ungläubig.

Margerie schnalzt missbilligend mit der Zunge, offenbar nicht zufrieden mit meiner Zwischenfrage. »Öffne dich und lass los, was dir im Weg steht. Habe Vertrauen, dass dein Weg dich finden wird – und du schließlich ihn.«

»Das ist doch Mist.« Belles Locken kitzeln meine Wange, als sie sich vorbeugt und die alte Frau mit ihrem Blick fixiert. »Sie behaupten, keine Pfuscherin zu sein, erzählen aber denselben vagen Bullshit wie all die anderen Möchtegernwahrer. Wir gehen«, sagt sie an mich gewandt.

Stumm stehe ich auf und sehe ein letztes Mal auf die Karten hinab. Meine Augen brennen, als würde ihr Anblick wehtun. *Deine Reaktion auf die Karten ist genauso wichtig wie die Deutung der Karten selbst*, geistert Margeries Stimme durch meinen Kopf.

Der Turm. Etwas sinkt in meinem Magen nach unten, zieht mich mit sich.

Das Rad des Schicksals. Leichtigkeit, Stille in meiner inneren Unruhe.

Der Herrscher. Ein Rauschen, ein Verbindungsfehler. Fremd und entfernt fühlt sich diese Karte an. Weit entfernt, vielleicht unerreichbar.

